

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



**Curt von Knobelsdorff**

**der Herold des Blauen Kreuzes**

**Von Pastor Ernst Bunke**

## Oberleutnant

## Curt von Knobelsdorff

ein tapferer Kämpfer in den Kriegen 1866 und 1870, ein begeisterter Teilnehmer an der Gründungsfeier des Kaiserreichs in Versailles am 18. Januar 1871, war ein Opfer seiner Trinkeleidenschaft geworden. Der Herr Jesus Christus hat ihn nach harten inneren Kämpfen davon errettet. Seitdem ist er diesem seinem himmlischen Herrn und König ein treuer Diener gewesen. Dem Trunk hat er unerbittlichen Kampf angesagt. Dem Blauen Kreuz, dem Rettungsdienst an gebundenen Trinkern, ist er in Deutschland Vorkämpfer und Herold geworden. Die Rettung des verlorenen Sünder's durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus zu verkündigen, war sein innerstes Anliegen. Als eigenartiger und gesegneter Evangelist hat er in Deutschland und der Schweiz, auch in Nordamerika gewirkt. Im Eifer um das Werk des Blauen Kreuzes und Gottes Reich früh aufgerieben, ist er dem Heiland im Leidensgehorsam nachgefolgt und selig heimgegangen.

*Rosa Bericht*

Curt von Knobelsdorff  
der Herold des Blauen Kreuzes

Zwanzigster Band der Sammlung  
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- 1 Bodelschwingh
- 2 Pastor Dr. Wilhelm Busch
- 3 Johann Christoph Blumhardt
- 4 Carl Hilty
- 5 Samuel Keller
- 6 Baronin Wurmb von Zink
- 7/8 Matthias Claudius
- 9/10 Mathilda Brede
- 11 Heinrich Jung-Stilling
- 12/13 Paul Gerhardt
- 14/15 Johann Sebastian Bach
- 16/17 D. Otto Funcke
- 18/19 Toyohiko Kagawa
- 20 Curt von Knobelsdorff
- 21 Henriette Freiin von Seckendorff

Die Reihe wird fortgesetzt.

# Curt von Knobelsdorff

## der Herold des Blauen Kreuzes

Von

Pastor Ernst Bunte

4. — 10. Tausend

Lizenzausgabe

Deutscher Hauptverein des Blauen Kreuzes e. V.  
Abt. Verlag — Wuppertal · Barmen, Sonntagstraße 37

## Inhaltsverzeichnis

Die erste Begegnung . . . . .	5
Ein wertvolles Erbe . . . . .	6
Die soldatische Laufbahn . . . . .	10
Im Ehestand . . . . .	14
Die Entscheidung . . . . .	21
St. Chrischona . . . . .	26
Wider die Trunksucht . . . . .	31
Der Herold des Blauen Kreuzes . . . . .	40
Der Evangelist . . . . .	52
Aus zwei Reichen . . . . .	56
Evangelische Allianz . . . . .	63
Die Quelle der Kraft . . . . .	68
Durch den langen Tunnel . . . . .	76

Copyright by Brunnen-Berlag Gießen 1940

4.—10. Tausend 1951

Printed in Germany

Druck von Münchowsche Universitäts-Druckerei  
Wilhelm Schmitz in Gießen

## Die erste Begegnung

Wir lieben die Brüder!

1. Joh. 3, 14

Es war in einem der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts, daß ich zu einer Konferenz nach Brieg eingeladen wurde. Die Evangelisationsbewegung hatte in Schlessien eingesetzt. Brieg war einer ihrer Brennpunkte. Der Evangelist Edel hatte großen Anklang gefunden, eine Gemeinschaft hatte sich gebildet, ein gläubiger Kaufmann namens Bildt stand dem Evangelisten treu zur Seite. In seinem Hause fand für einen engeren Kreis ein gemeinsames Abendessen statt. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Mann kennen, von dem unser Büchlein erzählen soll: Oberstleutnant Curt von Knobelsdorff. Er war keine unbekannte Größe. Seit Jahren zog er als Herold des Blauen Kreuzes in Deutschland umher und verkündigte den Herrn Jesus Christus als den einzigen Retter. Sein Name war mir bekannt. Aber nun sah ich ihn aus der Nähe und hörte ihn bei Tisch eine kurze und packende Rede halten. Von dem Inhalt weiß ich nichts mehr, aber das spürte ich sofort, daß von ihm das Apostelwort galt: „Wir lieben die Brüder!“ In derselben Stadt war er einstmals ein hochangesehener Bataillonskommandeur gewesen. Wer hätte damals gedacht, daß er nach einer Reihe von Jahren sich als Bruder in einem Kreise von Männern und Frauen bewegen würde, die in der Stadt Brieg wohl Aufsehen machten, aber kein Ansehen genossen? Die Evangelisationsbewegung hat in jenen Jahren viel Staub aufgewirbelt. In Brieg hat sich später auch der Schwarmgeist angesiedelt. Die Zungenbewegung, die sich mit Unrecht Pfingstbewegung nennt, hat auch den begabten Evangelisten Edel mit fortgerissen, aber bei je-

ner Zusammenkunft war davon noch nichts zu spüren. Man merkte es dem alten Offizier und vornehmen Manne an, wie wohl er sich in diesem Kreise von Brüdern und Schwestern fühlte.

Es war nur eine kurze Stunde des Zusammenseins mit ihm, aber sie ist bei mir unvergessen. Ich habe ihn dann in Berlin nur flüchtig wiedergesehen. Berlin ist eben — wie Stoecker sagte — ein Ozean, auf dem viele Schiffe fahren, ohne daß sich ihre Wege zu kreuzen brauchen. Aber das Werk des Blauen Kreuzes und sein Vorkämpfer, der ritterliche Oberstleutnant von Knobelsdorff, haben stets in hohem Ansehen bei mir gestanden. Er war ein lebendiger Beweis für das bekannte Wort zu Ehren des Heilandes Jesus Christus: „Er ist es wert, daß man Ihn ehrt und sich in Seinem Dienst verzehrt!“ Er war in meinen Augen eine sprechende Darstellung der erquickenden Tatsache: „Wir lieben die Brüder!“

Der persönliche Eindruck hat sich bei mir vertieft, als ich später das ausführliche Lebensbild des Heimgegangenen aus der Feder seines Freundes und Mitarbeiters Gottlieb Fischer las, dem ich das meiste in der folgenden Darstellung verdanke.

## Ein wertvolles Erbe

Du hast mich von Jugend auf gelehrt!

Psalm 71, 17

Ein wertvolles Erbe hat der am 31. Januar 1839 geborene Knabe überkommen, den der Vater Oberst von Knobelsdorff als den einzigen Sohn in der Familie freudig begrüßte. Der kleine Curt war ein kräftiges Kind und ist von der treuen Mutter liebevoll aufgezogen und von

den älteren Schwestern vermöhnt worden. Das Erbe, das er von Vater und Mutter empfang, war der ehrenfeste, pflichtgetreue, vaterländische Sinn und eine nüchterne Frömmigkeit, die noch stark an den Rationalismus erinnerte, aber doch für den tieferen Einfluß des Evangeliums zugänglich war. Daß der Knabe viele Soldaten sah und daher auch soldatisch erzogen wurde, ist leicht zu begreifen. Leider hat er den Vater schon früh verloren. Im Jahre 1848 schloß dieser am 15. Oktober die Augen. Der Sohn war inzwischen auf das französische Gymnasium in Berlin gebracht worden. Dort hat er mit Eifer gelernt und noch am Tage vor des Vaters Tode diesem eine Medaille mitgebracht, die er für bewiesenen Fleiß erhalten hatte. Der Schwerfranke hat seinem guten Kinde die Hände aufgelegt und den Knaben gesegnet. Nach des Vaters Tode hat die Mutter um so treuer sich des Sohnes angenommen. Auf Wunsch des Prinzen Wilhelm, mit dem der Vater befreundet war, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I., wurde Curt schon mit elf Jahren zur weiteren Erziehung und Ausbildung in die Potsdamer Kadettenanstalt gebracht. Es war für die Mutter nicht leicht, den Sohn herzugeben, und für den Sohn schwer, das Kadettenhaus gegen die Heimat bei der Mutter und den Schwestern einzutauschen. Aber es war selbstverständlich, daß der Sohn die militärische Laufbahn einschlug, wie Vater und Großvater, und der Weg über die Kadettenanstalt war der einfachste und billigste. Zwischen Mutter und Sohn blieb aber das innigste Verhältnis, das durch fleißiges Brieffschreiben, gelegentliche Besuche und durch mütterliche Spenden für den hungrigen Magen und die leckrige Zunge des Sohnes aufrechterhalten wurde. Der Mutter hat er auch seine Untaten treu gebeichtet und ihren

Fadel, wie ihr mütterliches Verzeihen zu Herzen genommen. Der Familiensinn, der in Curts Seele lebendig war, hat ihn vor vielem bewahrt, was sonst die Jugend bedroht. Erst später erkannte er, welchen Segen er aus dem Elternhaus mitgenommen, insbesondere aber von der Großmutter her, einer Freifrau von Beust, die aus Thüringen nach Berlin kam, um ihre Tochter zu vertreten; denn diese war mit der Pflege des jahrelang leidenden Mannes vollauf beschäftigt und mit ihm oft auf Reisen in verschiedene Badeorte. Diese Großmutter gehörte zu den Stillen im Lande, war von der Brüdergemeinde her beeinflusst, hatte in Berlin Verkehr mit Hofner und Knak, den Führern des Pietismus in jener Erweckungszeit, lebte selbst in der Bibel und war eine innige Beteterin. Auf ihrem Schoß hat der Knabe Curt oft gesessen oder zu ihren Füßen den biblischen Geschichten gelauscht, die sie so fein zu erzählen wußte. Curt hat später gesagt, daß er sich seine Großmutter ohne Bibel und Gesangbuch überhaupt nicht vorstellen könne. Ihren Gebeten hat er es zugeschrieben, daß er auch in den leichtsinnigsten Zeiten seines Lebens nie aufgehört habe zu beten. Dies Erbe war noch wertvoller als das von Vater und Mutter. Mit rührender Liebe hat der Enkel an dieser Großmutter gehangen. Wir ersehen das am besten aus dem Gedicht, das er im Jahre 1857 als 18jähriger Leutnant an die Großmutter gerichtet hat. Er hatte inzwischen auf der Kadettenanstalt bei sich eine poetische Ader entdeckt und in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens sie reichlich fließen lassen. Der Weltschmerz war über ihn gekommen. Die Frage nach dem Sinn des Lebens, das Verlangen nach einem tieferen Inhalt, ja nach Ewigkeit hatte ihn gepackt. Viel Tröstliches hat er damals gedacht

und geschrieben. Aber das wertvolle Erbe setzte sich durch. Wir können uns denken, welche Freude die Großmutter erlebt hat, als sie das nachstehende Gedicht zu ihrem Geburtstag am 24. August 1857 empfing:

Seit Monden hab' ich still geschwiegen,  
Es blieb die Leier unberührt,  
Doch heute tät die Freude siegen  
Und hat ein Lieblein mir entführt.

Nicht ist's ein Lied von Wasserfällen,  
Von Alpenseen felsumkränzt,  
In deren düstern, blauen Wellen  
Das Eis der Gletscher widerglänzt.

Nicht ist's ein Lied von Schwerterhieben,  
Von Schlachtgetümmel und Hurra —  
Es ist ein Lied vom treuen Lieben  
Des Enkels zu der Großmama.

Was kann's für ihn auch Schön'res geben  
Als ihr geliebtes Wiegenfest.  
Wenn Gott, der Vater, ihr das Leben  
Bis in das höchste Alter läßt.

Was kann er von dem Himmel flehen  
Für ein erwünschtes größ'eres Glück,  
Als seine Großmama zu sehen,  
Verjüngt durch Seiner Allmacht Blick.

O, daß ich oft noch feiern könnte  
Den vierundzwanzigsten August,  
Und mir noch oft der Herr vergönnte,  
Zu ruh'n an deiner treuen Brust!

Nicht minder groß wird die Freude gewesen sein, wenn sie den jungen Offizier bei einem Besuch in die Arme schloß. Wie oft mochten Mutter und Großmutter gedacht haben: wenn doch der Vater das erlebt hätte! Sie sahen ein würdiges Glied in der Kette des Geschlechtes vor sich, das dem Erbe der Väter treu zu sein versprach.

## Die soldatistische Laufbahn

So jemand kämpfet, wird er doch nicht  
gekrönt, er kämpfe denn recht! 2. Tim. 2, 5

Der Apostel Paulus hat das obige Schriftwort niedergeschrieben, um seinem Mitkämpfer auf geistlichem Gebiet Mut zu machen und das Gewissen zu schärfen. Aber zunächst ist das Wort gedacht von dem Kampf mit der blanken Waffe im Krieg der Völker gegeneinander. Den Siegeskranz empfängt nur der, der wacker gekämpft hat. Der soldatistische Geist, den Curt von Knobelsdorff im Vaterhause und in der Kadettenanstalt in sich aufgenommen hatte, ist von ihm in seiner militärischen Laufbahn bewährt worden. Seinem feurigen Geist und seiner entschlossenen Tatkraft wäre es am liebsten gewesen, wenn er bei der Kavallerie hätte eintreten können. Er hat der Mutter deswegen sehr in den Ohren gelegen, aber sie war unerbittlich. Er sollte im selben Regiment eintreten, wie sein Vater und Großvater, bei einem der vornehmsten Regimenter des preußischen Heeres, beim 1. Garde-Regiment zu Fuß. Vermöge ihrer guten Verbindungen hat die Mutter es auch durchgesetzt. Der junge Gardeleutnant war ihr Stolz. Es widerfuhr ihm aber später das gleiche wie anderen Kameraden des Regiments, daß er nach einiger Zeit zu anderen Regimentern abkommandiert wurde. Wir finden ihn in Stettin und Braudenz. Dort hat er in einer Winternacht einen tollen Streich verübt. Im Laufe eines fröhlichen Abends, an dem vielen Weinflaschen der Hals gebrochen wurde, machte er den Vorschlag: „Wie wär's, wenn wir uns noch eine kleine Kahnfahrt über die Weichsel leisteten?“ Er fand Widerspruch, aber auch Kameraden, die mittun wollten. Mit großer Mühe haben sie sich durch das Treibeis des Stromes

hindurchgearbeitet und sind, ohne zu kentern, wieder ans Ufer gelangt. Aber der Unternehmer erhielt seine Strafe für den Leichtsinns durch einen schweren Gelenkrheumatismus. Nun hatte er wieder Zeit, einmal gründlich über sich nachzudenken. Doch als die Folgen der Krankheit überwunden waren, sind die ernstesten Gedanken wieder verflogen. Die Lebensfreude überwog, zumal er im Jahre 1860 glücklicher Bräutigam wurde und im Jahre 1861 am 10. September vor den Fraualtar trat. Davon wird in einem besonderen Abschnitt ausführlicher die Rede sein.

Wir verfolgen hier seine soldatische Laufbahn. Er wurde zum 33. Infanterie-Regiment nach Mainz kommandiert und führte dort mit seiner jungen Frau ein, äußerlich angesehen, glückliches Leben unter den günstigsten Verhältnissen. Als sein Bataillon nach Rastatt versetzt wurde, ging er auch dorthin und von da mit seiner Kompanie nach der Burg Hohenzollern. Das war ein wundervoller Platz, aber in dem Augenblick gefährlich, als es im Jahre 1866 zu kriegerischen Verwicklungen zwischen Preußen und Süddeutschland kam. Die Kompanie war rings von Feindesland umgeben und konnte nur durch Eilmärsche der Mausefalle entgehen. Kurze Zeit darauf brach der Krieg aus, der das Regiment Knobelsdorffs nach Hessen und Bayern rief. Dort hat der junge Premierleutnant tapfer seine Kompanie geführt und ist bei verlustreichen Kämpfen gnädig bewahrt worden. Bei Helmstadt traf ihn eine bayrische Kugel, durchschlug seinen Tornisterriemen und streifte nur den Oberarm, den er gerade hochgehoben hatte. Die Kämpfe waren verlustreich, aber sie hatten bald ein Ende, und das Regiment kehrte nach Mainz zurück.

Der Krieg von 1870/71 brachte schwerere Proben. Bei Wörth hat Knobelsdorff seine Kompanie unter großen Verlusten siegreich vorwärts geführt. Seine Tapferkeit brachte ihm das Eiserne Kreuz ein. Er war damit vorläufig der einzige in seinem Bataillon. Noch schwerer wurde der Kampf bei Sedan. Mehrere Offiziere waren schon gefallen, Knobelsdorff stürmte hoch zu Roß mit seiner Kompanie vorwärts. Das Pferd wurde ihm unter dem Leibe von einer Granate zerrissen. Er stürzte zu Boden, wurde von seinen Mannschaften hervorgezogen, sprang auf und stürmte mit dem Säbel in der Faust weiter dem Feind entgegen. Auch diesmal hatte er Gottes gnädige Bewahrung erfahren. Vor Paris hat er als Hauptmann an den dortigen Kämpfen teilgenommen. Er war auch einer von den Offizieren, die an der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 im Schloß zu Versailles teilnahmen, und stimmte voll Begeisterung in das Hoch ein, das zum ersten Male dem Deutschen Kaiser galt. Nach Beendigung des Krieges kehrte er wieder nach Mainz zurück und führte das äußerlich glänzende und glücklich erscheinende Leben in der lebenslustigen Stadt fort. Es war ein Schmerz für ihn und noch mehr für seine Frau, als seine Versetzung nach Königsberg/Pr. erfolgte. Die näheren Umstände werden wir später erörtern. Militärische Gründe waren es nicht; denn überall und immer hat er bei Besichtigungen volles Lob geerntet. In Königsberg wurde er von seinem Regiment und den militärischen Vorgesetzten aufs wärmste begrüßt und hat dort samt seiner Gattin bald dieselbe Beliebtheit erlangt wie in Mainz. Nach einiger Zeit erhielt er die Versetzung nach Memel, wo er der oberste militärische Befehlshaber war und eine glänzende Rolle spielte.

Nach außen hin konnte er es sich nicht besser wünschen, aber innerlich war er unbefriedigt, ja zerrissen und hoffte, durch eine Versetzung das innere Gleichgewicht zu erhalten. So wurde er dann Anfang 1887 nach Brieg versetzt, fand dort eine glänzende Aufnahme, lebte sich rasch in die dortigen militärischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein und erntete vor dem strengen Kommandierenden General bei der Besichtigung für sein Bataillon hohes Lob. Seine weitere militärische Laufbahn schien gesichert. Seine Frau rechnete damit, daß er wie Vater und Großvater es bis zum General bringen würde. Aber die inneren Kämpfe hörten nicht auf, bis er sich schließlich zu dem Entschluß durchrang, seinen Abschied zu nehmen. Der Kommandierende General bedauerte sein Besuch und wollte ihm Zeit lassen, es sich noch einmal gründlich zu überlegen. Daher erteilte er ihm zunächst einen längeren Urlaub. Aber es blieb dabei. Der Abschied war ehrenvoll und brachte ihm noch den Rang des Oberstleutnants.

Nicht nur die Vorgesetzten haben Knobelsdorff anerkannt, sondern auch die Mannschaften große Anhänglichkeit und volle Anerkennung für ihn gehabt. Als er später auf seinen weiten Reisen viel in Deutschland herumkam, haben oft alte Soldaten sich eingefunden, um ihren Leutnant, Hauptmann oder Major zu sehen und zu hören. Sie rühmten sein schneidiges Kommando, das alle mit fortriß, seine Freundlichkeit für den einzelnen. Einmal hat er zu Weihnachten allen Leuten seiner Kompanie ein Neues Testament geschenkt, ganz abgesehen von den kleinen Geschenken, die bei solcher Gelegenheit üblich sind. Vollends diejenigen, die im Felde mit ihm zusammen gekämpft hatten, erinnerten sich seiner mit hoher Verehrung und Dankbarkeit.

Er konnte auf seine militärische Laufbahn mit der vollen Befriedigung zurückblicken, daß er in des Königs Rost für Volk und Vaterland sein Bestes geleistet hatte.

## Im Ehestand

Freue dich des Weibes deiner Jugend!

Sprüche 5, 18

Bei einem Erholungsurlaub nach seinem Gelenk rheumatismus, den er bei Verwandten in Thüringen zubrachte, kam Knobelsdorff als Gast in das Haus des Freiherrn von Thümmler in Cosboda. Eingeladen war er zwar nicht, aber er war von sich als junger Gardeoffizier so überzeugt, daß er erklärte: „Ich bin immer willkommen!“ Als er dort die Tochter Ulrike erblickte, war er sich sofort darüber klar, daß sie die Erwählte sein müsse. Aber trotz seiner Schneidigkeit getraute er sich nicht, ihr sofort einen Antrag zu machen. Doch als er nach einigen Tagen abfuhr, drückte er ihr einen Zettel in die Hand, auf dem die Werbung stand. Bei den Verwandten angekommen, schrieb er noch am selben Abend einen Brief an den Vater und bat um die Hand seiner Tochter. Die Antwort lautete zunächst: „Wartet noch ein Jahr!“ Die beiden waren zusammen noch nicht 40 Jahre alt. Aber Curt ließ nicht locker. So wurde die Verlobung am 2. März gefeiert, und am 10. September 1861 fand die Trauung statt mit dem Trauspruch Johannes 13, 34: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe, auf daß auch ihr einander lieb habt!“ Das junge Paar hat den tiefen Sinn dieses Wortes damals noch nicht verstanden. Erst später ist ihnen im vollen Maße aufgegangen, was die Liebe des Herrn Jesus

Christus für sie zu bedeuten hatte. Einstweilen standen sie noch im Vorhof des Glaubens.

Auch die junge Frau hatte ein Erbteil überkommen, das für den Ehestand wichtig war. Ihre Mutter war zu einer treuen Jüngerin des Heilandes herangereift und sang mit ihrer wohlklingenden Stimme gerne geistliche Lieder. Aus ihrem Munde hat Knobelsdorff das Lied „Laßt mich geh'n!“ erstmals gehört, und tiefen Eindruck hat es gemacht. Die Tochter Ulrike war eine Zeit lang in einer Mädchenanstalt der Brüdergemeine gewesen und hatte dort reiche geistliche Anregung empfangen. Sie war an das tägliche Bibellesen gewöhnt. So fanden sich die beiden auch auf geistlichem Gebiete zusammen. Er erbat sich von ihr das Büchlein des Thomas a Kempis „Nachfolge Christi“ und hielt nach ihrem ausdrücklichen Wunsche täglich danach eine stille Andacht. Im Mai 1861 schrieb er der Braut:

„Das Kapitel vom königlichen Weg des Kreuzes ist wunderschön. Die Stelle, die Du unterstrichen hast, ist auch nach meinem Gefühl. Es ist mein fester Glaube, daß uns der liebe Gott zusammengeführt und daß wir Ihn bitten müssen, die Bande, die uns verbinden, zu stärken, damit wir fest dastehen, wenn sich das Leben uns von der ersten Seite zeigt.“

Nach Mainz führte der junge Ehemann seine Frau in das eigene Heim. Sie haben dort die angenehme Geselligkeit und die herrliche Natur der Umgebung genossen und ihre guten Vorsätze nicht vergessen. Ihre Bibel haben sie täglich gemeinsam gelesen, wenn es auch noch an der Erleuchtung für den tieferen Gehalt und die erneuernde Kraft des Wortes Gottes fehlte. Der Kirchgang am Sonntag war selbstverständlich. Das brachte die junge Frau aus dem Vaterhause mit. Jahrelang haben sie es in der geschilderten Weise gehalten, bis Knobelsdorff ein-

mal davon las, wie ein gläubiger Fabrikant auch die Diensthboten des Hauses an der Andacht teilnehmen ließ und später viel Dank dafür erntete. Von da an wurden auch der Bursche und das Mädchen zum gemeinsamen Bibellesen hereingeholt. Auch sie sollten täglich den Segen des göttlichen Wortes verspüren. Als Curt eine Zeitlang von seiner Ulli getrennt wurde, behielten sie das gemeinsame Bibellesen bei und verständigten sich brieflich, ob sie auch gleichen Schritt hielten. Die Briefe des Ehemannes atmeten die gleiche innige Liebe wie in der Brautzeit.

Kinderseggen blieb ihnen vorenthalten. So konnten sie die regelmäßigen Urlaubszeiten zu gemeinsamen Reisen ausnutzen. Sie sind viel gereist nach London und Paris, ja auch bis nach Nordamerika. Das ungestüme Temperament des Mannes fand in dem regelmäßigen Garnisonleben keine volle Befriedigung. Es trieb ihn immer wieder in die Weite, weil er den tiefsten Grund der inneren Leere noch nicht erkannt hatte. Seine Frau wurde nach Gottes Willen die Urheberin einer Reise, die sich von den bisherigen Reisen gewaltig unterschied. Irgendwo hatte Frau von Knobelsdorff gelesen, daß es in der Schweiz ein christliches Erholungsheim gäbe, wo ein gesegneter Pfarrer regelmäßige Andachten halte. Der Pfarrer hieß *Wenger* und das Heim *Heinrichsbad*. Als seine Ulli ihm den Vorschlag machte, den Urlaub nach *Heinrichsbad* zu verlegen, erhob Curt lebhaften Einspruch. Er fürchtete sich vor den frommen Leuten, mit denen sie zusammen sein würden, sie wären da ein Fremdkörper und würden sich nicht wohlfühlen. Aber Ulli blieb fest und erklärte, sie seien ja in keiner Weise gebunden und könnten wieder abreisen, wenn es ihnen nicht gefiele. So gab Curt

nach. Sie kamen dann nach Heinrichsbad und wurden dort sehr herzlich aufgenommen. Etwas unheimlich war es Knobelsdorff doch, weil der Ton bei Tisch und in den einzelnen Gesprächen so ganz anders war, als er es sonst kannte. Trotzdem entschloß sich das Ehepaar nicht zur Abreise, obgleich sie täglich davon redeten. Die Andachten zogen sie mehr und mehr an, und das Wort Gottes begann an den Herzen zu arbeiten. Knobelsdorff lernte dort auch eine Missionarsfrau kennen, deren Mann leidend war. Höflich und teilnehmend erkundigte er sich nach dem Befinden des Mannes, mit dem es leider nicht gut stand. Er fragte weiter, wie es denn mit ihr und den Kindern stünde, wenn die Krankheit jetzt mit dem Tode endigte. Da hörte er zu seinem Staunen, daß sie auf eine Pension nicht zu rechnen habe, und geriet in Aufregung, daß die Frau mit solcher Ruhe dem entgegen sehe. Ein solcher Leichtsinn war ihm noch nicht vorgekommen. „Was wollen Sie denn mit Ihren Kindern machen?“ fragte er entrüstet. Mit strahlendem Blick gibt sie die Antwort: „Da sorgt der Herr dafür!“ Eine solche Glaubenszuversicht war Knobelsdorff noch nie im Leben begegnet. Bis dahin waren sein christlicher Sinn und seine geistliche Beschäftigung mit Gottes Wort in seinem Leben ein gewisser Schmuck gewesen. Daß der Glaube der beherrschende Mittelpunkt des ganzen Lebens sei, trat ihm zum ersten Male entgegen. Es bewegte ihn innerlich stark und hielt ihn bis zum Ende des Urlaubs in Heinrichsbad fest. Noch wußte er nicht, wohin ihn sein Erlebnis führen würde. Aber rückschauend hat er erkannt, daß er in Heinrichsbad den Anstoß zur ewigen Bewegung erhalten habe. Das war im Jahre 1875. Herzlichen Abschied nahm das Ehepaar von Pfarrer Wenger und den anderen Haus-

genossen. Die herzliche Einladung zum Segenbesuch wurde gern entgegengenommen und nach etlichen Wochen befolgt. Knobelsdorff hat selbst in seiner kurzen Lebensskizze niedergeschrieben, wie es damals um ihn stand:

„Nach Mainz zurückgekehrt, erwog ich an einem Abend noch einmal das in Heinrichsbad Erlebte; und dann warf ich mich mit all meinen Wünschen und Ängsten meinem Heiland in die ausgebreiteten Arme. Nun kam jene unbeschreiblich selige Zeit der ersten Liebe. Die Ewigkeitsaugen taten sich immer mehr auf, und das Vergängliche der Welt samt ihrer Lust wurde mir immer klarer. Von Tag zu Tag leuchtete der Heiland mit seinem wunderbaren Lichte immer tiefer in Leben und Herz hinein und deckte eine Sünde nach der anderen auf.“

Die geliebte Frau hatte den Segen von Heinrichsbad auch empfunden, aber er reichte nicht so tief in ihr Herz hinein wie bei dem Manne. Als dieser mit rücksichtslosem Ernst und voller Entschlossenheit nun das neue Leben eines Gotteskinds durchzuführen strebte, blieb sie hinter ihm zurück und folgte nur widerstrebend seinen Schritten. Knobelsdorff war bis dahin Direktor des Offiziers-Kasinos gewesen. Alle Veranstaltungen hatte er vorbereitet, alle Vergnügungen leitete er, seine große Liebenswürdigkeit und sein sprühender Witz verschafften ihm die Zuneigung aller. Aber nun legte er das Amt nieder. An Tanzgesellschaft beteiligte er sich nicht mehr. Der Besuch des Theaters hatte keinen Reiz für ihn. Seine Handlungsweise fiel im Kreise der Offiziere selbstverständlich auf und fand starke Kritik. Die Frau hat ihn, wo sie Zeugin davon war, tapfer verteidigt. Aber im Herzen stand sie mehr auf der Seite der Kritiker und war mit ihrem Curt gar nicht einverstanden. Dieser suchte nach Gemeinschaft mit Gotteskindern und fand sie im Verkehr mit schlichten Handwerksleuten. Dort fühlte er sich woh-

ler als im glänzenden Kreis seiner Berufs- und Standesgenossen. Aber auch ihnen wollte er dienen. Er ließ Einladungen ergehen, bei denen man sich um die Bibel zusammensetzte. Erst kam eine ganze Anzahl aus Neugier, zuletzt blieben nur ein paar tapfere Frauen übrig, die sich vor Spott und Nachrede nicht scheuten. Frau Ulrike litt unter diesem Erlebnis und warnte ihren Mann davor, sich den Unwillen seiner Vorgesetzten zuzuziehen. Aber es kam noch anders und in ihren Augen schlimmer.

In ihrem gastlichen Hause kehrte der aus Deutschland stammende, aber in England wirkende Dr. Baedeker, ein eifriger Gottesmann, ein und saß mit ihnen zu Tisch. „Was trinken Sie?“ — „Ich trinke nichts.“ Erstaunen der Gastgeber. Baedeker erklärte, daß er früher zu Tisch auch Wein getrunken habe. Einmal aber sei er bei einem Freunde eingekehrt, der enthaltsam lebte. Da gab es nichts zu trinken. Dreimal habe er an dem Tage gesprochen und sei so frisch dabei geblieben wie je. Daraus habe er die Schlußfolgerungen gezogen, daß auch für ihn die Enthaltbarkeit zu empfehlen sei. Seitdem trinke er keinen Wein mehr. Das war ein folgenschwerer Besuch; denn Knobelsdorff wußte recht gut, daß er eine Schwäche für Wein hatte. Schon in seinen jungen Jahren war er ein trinkfroher Zecher gewesen, und in dem lebenslustigen Mainz floß der Wein in Strömen. Er kam zu dem Entschluß, mit dem Trunk zu brechen, und weil er auch ein leidenschaftlicher Raucher war, auch mit dem Rauchen. Seine Ulli entsetzte sich über diesen Entschluß, denn sie sah voraus, was da kommen mußte, daß die Enthaltbarkeit vom Trinken und Rauchen starken Widerspruch in den Offizierskreisen finden werde. Es war bisher schon schlimm genug, was sie alles hören mußte, und nun

würde es noch viel mehr über ihren Mann hergehen. In der That, es kam so, wie sie gefürchtet hatte, und erregte allgemeinen Anstoß in der Herrengesellschaft, als Knobelsdorff beim Kaiserhoch an Kaisers Geburtstag sein Wasserglas erhob. Daß ihr Mann manchemal früher mehr getrunken hatte, als ihr lieb war, wußte sie wohl, aber sie empfahl ihm immer wieder die Mäßigkeit, statt der Enthaltfamkeit. So gab es einen ständigen Kampf im Ehestand und kostete der geliebten Gattin viele Tränen. Doch der Mann blieb fest. 19 Monate hat er die Enthaltfamkeit durchgeführt und befand sich dabei wohler als je. Allein der Gegensatz gegen ihn verschärfte sich. Es lief bei den Vorgesetzten ein Schreiben ein mit allerlei Anklagen gegen das außerdienstliche Verhalten Knobelsdorffs. Er berichtete wahrheitsgemäß von seinem Umgang mit rechten Christen aus dem Handwerkerstande, von seinem Entschluß zur Enthaltfamkeit und was sonst von ihm als Bericht gefordert wurde. Die Folge war die, daß er im Jahre 1882 nach Königsberg in Ostpreußen versetzt wurde. Das erschien ihnen beiden wie eine Verbannung, und die Frau ließ es sich nicht nehmen, ihren Curt daran zu erinnern, wie sie alles vorher gesagt habe. Wir werden weiter sehen, wie seine Ulrike, die er später mit Vorliebe „Engelsfrau“ nannte, ihm ständig in den Ohren lag und ihm auf dem Wege, den Gott ihn führte, Hindernisse bereitete. Aber als sie endlich überwunden war, hat sie mit hingebender Liebe und Treue ihren Mann gepflegt. Hinterher hat ihr das Widerstreben gegen des Mannes Willen viel Schmerz bereitet. Später hat sie viele Reuetränen vergossen, daß sie es ihrem Manne so schwer gemacht habe, und ihn wer weiß wie oft um Vergebung gebeten. Die gegenseitige Liebe war durchaus

nicht gestört worden. Mit großer Regelmäßigkeit hat Curt an seine Ulli von seinen Reisen aus geschrieben. Und wiederum hing sie mit großer Zärtlichkeit an ihrem Manne. Wenn sie sich wieder einmal anlagte, dann sagte ihr dieser wohl gelegentlich: „Du bist für mich nötig gewesen, gerade so wie Du warst.“ Der unbeteiligte Zuschauer wird dem auch Recht gegeben haben, denn die stürmische Natur Knobelsdorffs hat wohl dann und wann einen Hemmschuh gebraucht. Außerdem hat der Widerstand im eigenen Hause den Mann vorbereitet auf den gleichen und noch schärferen Widerstand, den er draußen finden würde und gefunden hat. Bis ins Alter hat er sich mit Dank gegen Gott an dem Weibe seiner Jugend gefreut.

## Die Entscheidung

Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen  
von dem Leibe dieses Todes? Ich danke Gott  
durch Jesus Christus, unsern Herrn!

Römer 7, 24. 25

Die Versetzung nach Königsberg war ausgesprochen. Die Vorbereitungen dafür wurden rasch getroffen. Ein christlich gesinnter Arzt gab Knobelsdorff den Rat, doch dort anders anzufangen, als er in Mainz aufgehört hatte. Die völlige Enthaltbarkeit sei doch nicht unbedingte christliche Forderung, sondern vielmehr die Mäßigkeit. Das hatte Ulli immer gesagt, Knobelsdorff war innerlich unsicher. In seinem Gewissen meldete sich der Widerspruch, aber er kannte die christliche Gesinnung des Arztes und wußte, daß er es gut meinte. Und wie gerne wollte er auch seiner Frau eine Liebe antun. Später freilich hat er eingesehen, daß der gutgemeinte Rat gefährlich, ja ver-

derblich war. Der Arzt kannte eben nicht die Leidenschaft, mit der er alles trieb. In Königsberg wurde Knobelsdorff mit seiner Frau aufs herzlichste empfangen. Die Kameraden, die natürlich von seiner Lebensweise in Mainz wußten, freuten sich, daß er kein Spielverderber mehr war. In der ersten Zeit hat er sich dann auch der größten Mäßigkeit befließigt. Aber schon im Jahre 1883 packte ihn bei einer Generalstabsreise die Leidenschaft, und es blieb nicht mehr beim mäßigen Trinken. Im gleichen Jahre kam Inspektor Rappard von St. Chrischona bei Basel nach Königsberg zur Evangelisation. Unter seinen Zuhörern sah er auch Knobelsdorff und seine Frau. Nach Schluß der Versammlung traten sie an ihn heran und luden ihn zu Tisch ein. Diesem war es hochwillkommen, bei Gotteskindern die Mahlzeit einzunehmen, während er sonst allein für sich aß. Er hatte es sich vom Herrn erbeten, und auch hierin ist die geheimnisvolle Führung Gottes hinterdrein offenbar. Rappard trank bei Tisch keinen Wein und wurde gefragt, warum er das täte. Die Antwort lautete, er sei im Blauen Kreuz. „Was ist das?“ Nichts konnte Rappard lieber sein, als nun den beiden aufmerksamen Zuhörern von diesem Werke zu erzählen, das in der Schweiz seinen Anfang genommen hatte. Das Elend der Trinker und ihrer Familien schilderte er anschaulich. Von der Liebe, die sich um Christi willen der Gebundenen annimmt, redete er mit Wärme, und von dem Segen, den er auch selber von der Zugehörigkeit zum Blauen Kreuz empfangen habe, durfte er zur Ehre des Heilandes berichten. Er ahnte nicht, wie sehr es in der Seele des aufmerksamen Zuhörers arbeitete. Es war das erstemal, daß Knobelsdorff vom Blauen Kreuz hörte. Noch ahnte er nicht, daß dies einmal seine Lebens-

arbeit würde. Aber wohl empfand er die Not, daß er im Trinken nicht Maß halten konnte. Im Kreise der frohen Kameraden gab er wieder in alter Weise den Ton an und erfreute sich der größten Beliebtheit. Die Grenzen bürgerlicher Anständigkeit hat er auch bei starkem Trinken nie überschritten. In seinem Dienst hat es ihn nie gehindert. Er war eben ein starker Mann, der viel und immer mehr vertrug. Aber wenn er nach Hause kam und in der Stille der Nacht die Stimme seines Gewissens vernahm, war er tief unglücklich. Er spürte die Kette, die er trug und nicht zerbrechen konnte. Wohl hielt er sich noch zu Gottes Wort in der Kirche, besuchte auch außerordentliche Versammlungen, hielt die Hausandacht, hat auch das Gebet nicht unterlassen, aber er hinkte dauernd auf beiden Seiten. Mit den Frommen war er fromm, und mit den Weltkindern war er Weltkind. Der Herr aber, der ihn bei seinem Namen gerufen hatte, ließ ihn nicht los. Die Unruhe seines Herzens wurde größer, die Vorwürfe des Gewissens immer schwerer. Es war ihm immer klarer geworden, daß er in seinem Beruf die Ketten des Trunkes nicht los würde. Der Gedanke beschäftigte ihn viel, ob er nicht seinen Abschied nehmen sollte, aber wenn er es aussprach, dann stieß er auf den entschiedensten Widerspruch seiner heißgeliebten Frau. Er wußte ja, daß sie aus Liebe ihm widersprach. Sie wollte nur sein Bestes und konnte ihn nicht verstehen. Sie ermahnte ihn auch wieder zur Mäßigkeit, aber sie kannte nicht die furchtbare Gewalt der Leidenschaft, der er immer wieder unterlag. Wenn sie dann freilich merkte, daß er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte, dann verzehrte sie sich in Sorge. Aber ein Mittel gegen diese Not kannte sie nicht. Als nun der geliebte Mann die Hoffnung aus-

sprach, durch eine neue Versetzung in eine andere Umgebung der Not Herr zu werden, da stimmte sie freudig zu. Aber es wurde in Brieg nicht anders, als es in Königsberg und Memel gewesen war. Der innere Zwiespalt peinigte den Trinker aufs äußerste. Niemand wußte, wie es im Herzen des glänzenden Offiziers aussah, nur seine Frau und der Herr, der seinen Weg lenkte. Der führte dann freilich zuerst in die Tiefe. Das Wort des Apostels kam ihm aus tiefster Seele: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

In der Nacht zum 5. Juli 1887 war die Not aufs höchste gestiegen. Am Morgen stand er früh auf und verabschiedete sich von seiner Frau, um dienstliche Geschäfte zu erledigen. Er ging, um Urlaub zu nehmen, und reiste von Brieg fort, ohne seiner Frau das Ziel der Reise anzugeben. Sie wußte nicht, wann er wiederkommen würde. Der Abend nahte heran, er kam nicht. Frau Ulli wußte von seiner inneren Not, ihre Sorge wurde immer größer, als auch der folgende Tag den Mann nicht wieder zurückbrachte. Er hatte seinen Revolver mitgenommen. Welche Ängste durchlebte die Frau nun. Die Woche ging zu Ende, und sie wartete vergeblich auf Nachricht. Sie kam endlich aus dem Lazarett in Breslau. Dort hatte sich der todmüde, innerlich und äußerlich kranke Mann zur Pflege gemeldet und am 9. Juli die schwerste Nacht seines Lebens durchgelitten. Die Verzweiflung rang mit der Hoffnung. Man hatte ihm alkoholische Stärkungsmittel auf den Nachttisch gestellt, er lehnte alles ab. Im Gebet hat er sich an den Heiland gewandt, der ihn im Jahre 1875 gerufen hatte. Wieviel selige Stunden und gesegnete Tage hatte er mit Ihm erlebt! Wie treu hatte er ihm in seinen Mainzer Kämpfen beigestanden; aber dann kam

der Rückfall, die Untreue mit all den schrecklichen Gewissensnöten und der Erkenntnis menschlicher Gebundenheit. In dieser Nacht hat er seine Sünde aufs tiefste bereut und sich der Barmherzigkeit des Heilandes aufs neue übergeben, und der lebendige Herr hat sich zu ihm geneigt und ihm die Gewißheit gegeben, daß er gerettet sei. Aber auch die andere Gewißheit kehrte bei ihm ein, daß die Trennung von seinem soldatischen Beruf jetzt geschehen müsse, damit die Versuchung nicht zu groß würde. Als er sich durchgekämpft hatte, schickte er Nachricht an seine Frau. Im Lauf des Sonntags erhielt sie die Botschaft: „Komm, aber komme nur, wenn Du mir nicht mehr dareinreden willst, daß ich den Abschied nehme. Es muß sein, es geht nicht anders.“ Ein Jahr später hat Knobelsdorff es ausgesprochen:

„Ich habe dem Herrn zu danken für seine große Langmut, mit der Er mich in den letzten 30 Jahren getragen und vor dem Finden eines falschen Friedens bewahrt hat. Warum reiste ich von einem Weltteil zum anderen? Ich suchte den Frieden, der mir fehlte, ich fand ihn aber nicht, denn das menschliche Herz ist ein Abgrund, der mit nichts anderem als mit dem allmächtigen Gott ausgefüllt werden kann. Vor ungefähr 12 Jahren trat der Heiland an mich heran und offenbarte sich mir. Er berief mich auch zugleich zum Menschenfischer. ‚Ja, ich will dir folgen‘, antwortete ich, ‚aber Soldat will ich bleiben‘. Dafür hat mich dann der Herr 10—12 Jahre lang geschüttelt und durch dick und dünn hindurchgeführt, bis ich mich ihm ganz zu Diensten stellte.“

Das geschah in jener Nacht, in der er dem Rufe des Herrn nunmehr sich bedingungslos übergab. Nun konnte er auf den Rotschrei seiner Seele nach dem Erlöser mit dem Apostel antworten: „Ich danke Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn!“

## St. Chrischona

Ich freue mich des Weges deiner Zeugnisse,  
wie über allerlei Reichthum! Psalm 119, 14

Der schwere Entschluß, aus dem Heeresdienst auszuscheiden, war gefaßt. Was nun? Eine Antwort auf diese Frage versuchte Knobelsdorff seiner Frau in einem Briefe zu geben, den er wenige Tage hernach schrieb:

„Auf dem Grunde meiner Seele taucht der Gedanke auf, ob der Herr mich nicht dereinst als Mäßigkeitsapostel brauchen will. Der Gründer der amerikanischen Temperenz-Vereine ist vorher der ärgste Säufer gewesen. Es gibt auch keinen besseren Schutz gegen das eigene Laster, als in der Kraft des Herrn ihm den Krieg zu erklären, wo man es antrifft. Frage das auch dem Herrn im Gebet vor. Eher er nicht mit vernehmlicher Stimme ruft, folgen wir nicht; denn es können eigene Stimmen sein. Jedenfalls will ich mich von Brieg aus mit dem Hauptmäßigkeitsverein in der Schweiz in Verbindung setzen, um die Sache nach allen Seiten prüfen zu können.“

Ein paar Monate später, am 6. Oktober 1887, meldet er sich bei Pfarrer Bovet in Bern an, bei dem die Geschäftsstelle des Blauen Kreuzes für die deutsche Schweiz sich befand. Er schreibt:

„Nachdem ich aus eigener Erfahrung weiß, daß in der Trunksuchtsfrage nur gänzliche Enthaltbarkeit Erfolg aufzuweisen hat, trete ich dem Verein des Blauen Kreuzes hiermit rückhaltlos bei. Ich will kein faules Mitglied des Vereins sein, deshalb bitte ich um Material, damit ich mich nach allen Richtungen hin orientieren und dann meine Tätigkeit beginnen kann.“

Er war sich bewußt, daß er eine innere Vertiefung nötig habe und in die Heilige Schrift ganz anders eindringen müsse als bisher. So meldete er sich bei Inspektor Kappard, den er von Königsberg her kannte, auf St. Chrischona an mit der Bitte, dem Brüderunterricht der angehenden Pilgermissionare als Gast beizuwohnen zu können. Das war ein Entschluß, der seiner Frau ganz und gar nicht gefiel. Ein preußischer Stabsoffizier auf der

Schulbank neben jungen Männern aus einfachen Verhältnissen, das schien ihr ein Unding. Aber ihr Mann wußte, was er wollte. So lieb er auch seine Ulli hatte, er ließ sich jetzt nicht mehr dreinreden. Am 30. Dezember 1887 traf er auf St. Chrichona ein. Am Fuße des Berges, auf dem die Anstalt liegt, war er noch einmal niedergekniet und hatte gebetet: „Mein Heiland, hilf mir, nicht nur Bequemlichkeit und Ehre, sondern den ganzen sündlichen Plunder hier unten zu lassen, um dir als dein befreiter Knecht in selbstverleugnender Liebe zu dienen.“ Oben auf dem Berge angekommen, wurde er von Inspektor Haarbeck, Kappards Vertreter in der Leitung der Pilgermission, freundlich empfangen. Gemeinsames Gebet weihte für Knobelsdorff das kleine Stübchen mit der schönen Aussicht zu einem Heiligtum. Der Chor der Brüder begrüßte ihn danach mit einem Liede. Er dankte ihnen:

„Meine Seele frohlockt, daß ich nun den Dienst meines irdischen Königs, dem ich aber von Herzen treu und gehorsam bleibe, mit dem Dienste meines himmlischen Königs vertauschen darf. Ihm, dem Hochgelobten, will ich mich nun rückhaltlos zur Verfügung stellen. Wie sollte sich da mein Herz nicht freuen, daß ich hier auf diesem Wege Kameraden finde, die dasselbe Ziel verfolgen?“

Er wurde wirklich ein guter Kamerad, nahm an dem Unterricht mit brennendem Eifer teil, hat überall sich durch Fragen an die Lehrer weitere Kenntnisse erbeten und verschafft. Seine Pünktlichkeit war vorbildlich. Um die eigene Sehnsucht und vor allem die Sehnsucht seiner Frau zu stillen, bemühte er sich darum, ihr eine Einladung nach Lörrach zu verschaffen. Knobelsdorff hat den Weg während der drei Wochen ihres Lörracher Aufenthalts, sooft er konnte, zurückgelegt, war aber abends um 6 Uhr wieder zur Stelle, um am Unterricht teilzunehmen. Das hatten weder die Lehrer noch die Brüder erwartet. Er selber aber

fand es selbstverständlich, im Dienst regelmäßig und rechtzeitig zu erscheinen. Einmal hat er auch seine Frau dazu bewogen, nach Chrischona zu kommen. Aber es war ihr unendlich schwer, und dann sagte sie zu ihrer Lörracher Freundin: „Wenn doch bald der Krieg käme, dann hätte das Elend ein Ende!“ Ihr Gatte hatte sich nämlich bei seinem Abschied für den Fall eines Krieges zur Verfügung gestellt. Noch begriff sie nicht, daß es der Weg Gottes sei, den ihr Mann ging. Ihm war es eine Freude, den Reichtum der Schrift immer besser zu ergründen. Noch mehr erfüllte es sein Herz mit Dank gegen Gott, als ihm Gelegenheit gegeben wurde, schon während der Zeit seines Aufenthaltes in Chrischona von der Gnade des Herrn Zeugnis abzulegen. Von Natur war er nicht redebegabt gewesen. Aber jetzt wurde ihm diese Gabe geschenkt. Er übte sie und wuchs in seinen künftigen Beruf hinein.

Von den älteren Brüdern auf St. Chrischona werden die umliegenden Orte an den Sonntagen regelmäßig besucht und kleinere Kreise daselbst mit Gottes Wort versorgt. In Tüllingen, einem Ort auf dem gegenüberliegenden Berg, hat Knobelsdorff seine erste evangelistische Ansprache gehalten und zwar über Psalm 1. In zehn Minuten war er fertig, aber die Ansprache war den Hörern doch sehr eindrucklich. Denn Knobelsdorff wandte das Wort Gottes mit dem vollen Nachdruck seiner innersten Überzeugung auf die Hörer persönlich an. Es wird von seinem Biographen anschaulich wiedergegeben, wie es dabei zuging. Wort für Wort wird von dem Redner vorgenommen und auf den Hörer bezogen. „Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen.“ Wo wandelst du? Zu wem hältst du dich? Wen fragst du um Rat? Laß dir doch ja nicht von den Gottlosen raten. „Noch tritt auf den Weg

der Sünder!“ Auf welchen Wegen siehst man dich gehen? Sind das nicht Wege, die zur Sünde führen? Siehe zu, ob du auf bösem Wege bist. Wo gehst du hin? „Noch sitzen, da die Spötter sitzen.“ In welcher Gesellschaft sitztest du? Wo sind deine Freunde? Mit wem gehst du um? So ging er den ganzen Psalm durch. Es war dem Redner heiliger Ernst. Das empfanden die Hörer. Man wußte ja auch, daß dieser Mann von 48 Jahren bis vor kurzem Offizier gewesen war. Das verstärkte den Eindruck seines Zeugnisses. Er wurde in Kürze ringsum bekannt. Man übertrug ihm öfters die Predigten am Sonntag nachmittag. Dann kamen viele zu dem Kirchlein auf dem Berge und freuten sich der urwüchsigem Art des Predigers, der mit großer Entschiedenheit von dem Heil in dem Herrn Jesus Christus Zeugnis gab und die Hörer aufforderte, sich diesem Herrn ganz zu weihen.

Es war ein großer Tag für Knobelsdorff, als am 5. August 1888 die Einsegnung und Abordnung stattfand. Unter den jungen Brüdern, die von der Pilgermission ausgesandt wurden, stand der reife Mann, der sich in Berlin dem Werke des Blauen Kreuzes widmen wollte. Er hielt die Schlußansprache. Wir geben den Anfang wieder, der für seine ganze Art charakteristisch ist:

„Auf einem Edelstz in Thüringen, der Verwandten von mir gehört, befindet sich ein gar schöner Park, von dem ein Teil „der Irrgarten“ genannt wird. Hier sind nämlich die Wege und alles so eingerichtet, daß man sehr schwer hindurchkommt und sehr leicht sich verirren kann. Am Eingange bei dem steinernen Portale steht ein Bild, ein Jüngling, der mit gezücktem Schwert vorwärtsstürmt, und dabei stehen die Worte: ‚So habe ich mir vorgenommen, durch die ganze Welt zu kommen!‘ Am Ende des Gartens bei dem Tore des Ausgangs ist wieder ein Bild zu sehen: ein altes, gebücktes Männchen mit dem Spruche: ‚Sieh’ du zu, wie dir’s wird glücken, wollt’ ich durch, mußt’ ich mich bücken.‘ Die Devise des in die Welt hineinstürmenden Jünglings war auch die meinige vor 30 Jahren.

Nun aber ist sie begraben, und ich stehe jetzt am Anfang einer neuen Lebensphase, wenn auch nicht als gebücktes Männchen. Sollte ich den Kopf senken und gebückt einhergehen, da doch mein Heiland droben ist und den Seinen befohlen hat, daß sie ihre Häupter emporheben sollen, weil ihre Erlösung herannahet?!"

Am Schluß dankte er mit innigen Worten der Anstalt, den treuen Lehrern, den geliebten Brüdern. „Wie könnte ich euch je vergessen, mir ist ums Herz wie den Kindern Israel, wenn sie an Zion gedachten: Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!“

Nein, er hat Chrißhona nie vergessen, und sooft er irgend konnte, hat er die Freunde dort oben auf dem Berge wieder besucht. Seine Reisen nach der Schweiz gaben ihm Gelegenheit dazu. An den Tag seiner Einsegnung hat er sich immer wieder dankbar erinnert. Es hat ihm aber leid getan und später auch seiner Frau, daß sie sich nicht dazu entschließen konnte, an jener wundervollen Feier auf dem Berge teilzunehmen.

Bei seinem letzten Besuch auf St. Chrißhona hat er in das Fremdenbuch nachstehendes Gedicht eingetragen:

Die Tageslosung war für mich bestimmt,  
Wie man's Psalm hundertdrei, Vers eins, vernimmt.  
Ja, meine Seele lobt und preist den Herrn  
Und Seinen Namen heut besonders gern.  
Ich weile ja auf dieser Laborshöh'  
Und Seinen Namen heut' besonders gern.  
Verronnen sind nun über fünfzehn Jahr',  
Seit ich ein Schüler auf Chrißhona war.  
Hier fand ich Ruh'; mein Leben kraus und wild,  
Ward wie der See Genezareth gestillt.  
Hier lernt'ich kennen der Gemeinschaft Wert,  
Hier merkt' ich, daß ein Gotteskind sich nährt  
Vom Wort des Herrn und nicht vom Brot allein;  
Hier lernt' ich, stille vor dem Herrn zu sein.  
Ich ziehe morgen in das Thal hinab;  
Der Herr ein Fest dem Blauen Kreuze gab.  
Chrißhona, stets soll es dein Wahlspruch sein:  
Sie sahen niemand als den Herrn allein.

## Wider die Trunksucht!

Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zanf?  
Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ur-  
sach? Wo sind rote Augen? Dort, wo man  
beim Wein liegt und kommt auszusaufen,  
was eingeschenkt ist. Spr. 23, 29—30

Treffend zeigt die Heilige Schrift, welches Unheil vom Trunk herkommt, vollends, wo er zur Trunksucht ausartet. Daher haben die Propheten und Weisen ihre Stimme gegen den Trunk erhoben. Auch im Neuen Testament wird der Trunk als Feind der Menschen hingestellt, mag er auch im ersten Augenblick ihn beseligen. Der Alkohol ist ein falscher Freund, er betrügt den, der ihm verfällt. Nicht in allen Völkern ist die Gefahr des Trunkes gleichmäßig groß. Martin Luther hat einmal die Völker nach der Leidenschaft unterschieden, der sie sonderlich unterliegen. Nach seiner Meinung war das deutsche Volk besonders durch den Trunk bedroht. „Der Teufel der Deutschen heißt Sauf“, hat er einmal gesagt. Seit Luthers Tagen aber ist der Trunk noch viel gefährlicher geworden, denn zu Wein und Bier hat sich als Dritter im Bunde der Branntwein eingestellt, der mit großem Alkoholgehalt noch viel verderblicher wirkt als seine älteren Brüder. Seitdem ist die Gefahr der Trunksucht noch größer geworden, als sie vorher war.

Fromme Männer und Freunde des Volkes haben daher vor mehr als 100 Jahren den Kampf gegen die Trunksucht aufgenommen. Sie haben aber gemeint, die Front allein gegen den Branntwein zu kehren, während sie Wein und Bier für unschuldiger hielten. Sie meinten, man könne den Branntweingenuß schon dadurch bekämpfen, daß man Wein und Bier empfehle. Sie glaubten sogar, daß der berauschende Stoff in Bier

und Wein, den sie „das Weinige“ nannten, verschieden sei von dem Alkohol, den der Branntwein in so hohem Maße enthielt. Das war ein Irrtum. Das berauschende Gift ist in Wein und Bier genau dasselbe wie im Branntwein. Der Unterschied liegt lediglich in der Stärke der Beimischung. Die große Bewegung gegen den Branntwein, die in Deutschland sich entfaltet hatte, ist durch das Revolutionsjahr 1848 fast spurlos weggeweht. Die Öffentlichkeit wandte sich politischen Fragen zu.

Der Kampf gegen die Trunksucht hat später neu unter verschiedenen Gesichtspunkten eingesetzt. Das Unheil ist ja so groß, daß Menschen ganz verschiedener Lebensanschauung es erkennen müssen und alle Ursache haben, dagegen anzugehen. Welche wirtschaftlichen Folgen hat die Trunksucht! Der Trinker vernachlässigt sein Geschäft, vergeudet sein Geld, ruiniert seine Gesundheit, stürzt seine Familie ins Elend und verursacht den öffentlichen Gewaltigen Unkosten, die sich je länger je mehr steigern. Die Trunksucht wirkt auch verheerend auf den Gesundheitszustand des kommenden Geschlechtes. Wie viele der bedauernswerten Kinder, die in den Anstalten für Minderwertige untergebracht werden müssen oder in den eigenen Familien ein schweres Los zu tragen haben, verdanken ihren Ursprung der Trunkenheit ihrer Väter.

Die Not ist nicht auf ein Volk beschränkt. Darum ist auch die Bekämpfung international. Sie ist in Amerika neu entstanden, und dort hat man zuerst die völlige Enthaltbarkeit, die Temperenz oder Abstinenz, als einziges Mittel bezeichnet, um denen Hilfe zu bringen, die der Trunksucht verfallen waren, und das öffentliche Gewissen gegen die Alkoholpest wachzurufen. Von Amerika ist der Kampf nach England übergelungen, auch Deutschland

ist davon nicht unberührt geblieben. Aber zunächst hat der radikale Gegensatz gegen den Alkohol hier keinen Boden gefunden. Der grundsätzliche Standpunkt der Mäßigkeit verband weite Kreise zu dem Streben, den Alkoholfluten Dämme entgegenzustellen. Ein „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ führte viele zusammen zu gemeinsamer Bekämpfung der großen Not. Volkswirtschaftler sahen den Schaden, den die Trunksucht anrichtete, die Vergeudung des Volksvermögens. Juristen erkannten, daß mit der Trunksucht auch die Straffälligkeit zunimmt. Wie viele Verbrechen sind in der Trunkenheit geschehen! Die Ärzte sahen, welche Verheerungen die Trunksucht im Volke anrichtete. Die Pfarrer und Lehrer erschrafen immer wieder über die sittliche Not, die die Erwachsenen, aber vornehmlich auch die Kinderwelt überfiel, wenn die Väter Sklaven des Alkohols waren. Alle diese und andere Kreise vereinigten sich in dem Bestreben, die Trunksucht zu bekämpfen. Es geschah auf die verschiedenste Weise. Man suchte die Gesetzgebung zu beeinflussen, man richtete Kaffeehallen ein, um das Bedürfnis auf eine bessere Weise zu befriedigen. Man bemühte sich um Ersatzgetränke. Man versuchte, die öffentliche Meinung über den Wert oder Unwert der alkoholischen Getränke für die Ernährung des Menschen aufzuklären. Für die Opfer der Trunksucht errichtete man Trinkerheilstätten. Alles dies war und ist gut.

Freilich die eigentlichen Opfer der Trunksucht werden durch alle solche Maßnahmen nur in seltenen Fällen zu einer Änderung ihres Lebens bewogen. Man kann auch nicht alle Gefährdeten und dem Trunke Verfallenen in Trinkerheilanstalten unterbringen. Es müssen noch andere Kräfte auf den Plan. Auch die haben sich eingestellt. Von

Amerika her ist auf dem Weg über die skandinavischen Staaten 1883 der Deutsche Guttemplerorden entstanden, der den Kampf gegen den Alkohol in jeder Form aufnimmt, seinen Genuß überhaupt verbietet und seine Mitglieder zur völligen Enthaltbarkeit verpflichtet. Für die Freuden, die der Rausch darbietet, sucht er auf allerlei Weise durch Pflege der Geselligkeit Ersatz zu bieten, und hat schon vielen gegen die Gefahren des Trunkes Halt und Beistand geboten. Die religiöse Haltung innerhalb des Guttemplerordens ist je nach der Zusammensetzung der einzelnen Vereinigung (Loge) verschieden. In kirchlich lebendigen Gemeinden werden die Versammlungen mit Gottes Wort und Gebet eröffnet. In unkirchlichen Gemeinden ist davon keine Rede. Durch den Guttemplerorden werden viele Gefährdete bewahrt, und die Trunksitte wird durchbrochen. Die schlimmsten Opfer der Trunksucht aber werden durch rein menschliche Bemühungen nur in seltenen Fällen von ihrer Sklaverei befreit. Denn die Trunksucht ist eine Leidenschaft, die den Menschen wider Willen erneut fortreißt, auch wenn er eine Weile enthaltsam gelebt hat. Knobelsdorff hat später einmal gesagt: „Man kann einen Löwen abrichten, mit Semmeln füttern und ihn dazu bringen, daß er Milch trinkt. Aber wenn er einmal Blut geleckt hat, dann bricht die Eier auf und er frißt dich.“ Um die Opfer der Trunksucht zu retten, bedarf es einer stärkeren Macht als menschlicher Freundlichkeit, guten Rates und helfender Tat. Hier kann nur der lebendige Gott helfen, der in dem Herrn Jesus Christus den Erlöser gesandt hat. Von diesem stammt das Wort: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht! Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“ Die Botschaft von diesem Heiland, Jesus Christus, ist

## die Grundlage für das Rettungswerk des Blauen Kreuzes.

Wie das Blaue Kreuz entstanden ist, erzählt sein Begründer, der Pfarrer Louis Lucien Rochat, selber in anschaulicher Weise:

„Bei einem Aufenthalt, den ich vor zwölf Jahren in England machte, hatte ich an einem Mäßigkeitsfest zum erstenmal die Gelegenheit, bekehrte Trinker zu sprechen. Ich hatte schon oft von solchen gehört, hatte aber noch keinen gesehen, und es interessierte mich lebhaft, das Nähere von ihnen zu erfahren. Besonders lange redete ich mit einem alten Manne, der mit Vorbereitungen auf das kleine Bankett beschäftigt war. Seine Behauptung, völlige Enthaltbarkeit sei für ihn das einzig Richtige, schien mir übertrieben. Ich machte ihm alle Einwendungen, die wir jetzt auch hier beständig zu hören bekommen. Ich pries die Vorzüge der Mäßigkeit und ihren sittlich höheren Wert. Ich vertrat ihm gegenüber den Standpunkt der evangelischen Freiheit, aber er wußte auf alles Bescheid, und aus den schweren Erfahrungen, die er selbst gemacht hatte, wurde mir nach und nach sehr erklärlich, daß für einen Trinker ohne völlige Enthaltbarkeit keine Rettung zu erhoffen sei.

Die einfachen Tatsachen, die ich bei diesem Gespräch vernahm, machten auf mich einen tiefen Eindruck, und ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß der Grundsatz, der in England mancherorts so gründlich geholfen habe, auch in unseren Ländern anwendbar sein sollte.

Vom 8. Januar 1876 an hatte ich mich schon daran gewöhnt, keine berausenden Getränke mehr zu genießen, und nun hieß es, auch in der Schweiz diese Methode fortzuführen und den Grundsatz bei meiner Familie, meinen Verwandten und Bekannten durchzusetzen. Dies war allerdings nicht leicht, denn sie sahen die Sache als absurd und für mich, wegen meiner schwachen Gesundheit, als lebensgefährlich an. Ich wurde von allen Seiten her ermahnt und bestürmt, ich sollte doch diese abnorme Praxis aufgeben, aber ich war keinen Augenblick wankelmütig, ich blieb bei meinem neuen Brauch.

Als ich Hilfsprediger in einer Ortschaft des Kantons Waadt wurde, war meine Stellung bald in der ganzen Gemeinde bekannt,

und die Leute erfannen sich die merkwürdigsten Gründe, warum ich das übliche Glas Wein von ihnen nicht annehmen wollte. Offenbar waren sie sehr beleidigt, ich wußte sie aber immer wieder zu beruhigen. Die Sache machte ziemlich viel Aufsehen, so daß sogar einige sich bei meiner Haushälterin erkundigten, ob ich nicht vielleicht zu Hause feine Weine hätte und nur solche trinken wollte.

Im ersten Jahre meiner pfarramtlichen Tätigkeit traf es sich, daß ich sechs Leichenbegängnisse von Männern zu bedienen hatte, die infolge der Trunksucht frühzeitig gestorben oder durch Selbstmord umgekommen waren. Dadurch bekam ich einen tiefen Einblick in die schrecklichen Verhältnisse unserer Landbevölkerung, und ich fühlte mich mehr und mehr gedrungen, mich der Rettung von Trinkern anzunehmen.

Eines Tages hörte ich, daß in Genf ein Herr Charles Fermaud, Kaufmann, gegenwärtig Agent des Internationalen Bundes der christlichen Jünglings- und Männervereine, sich auch aller berauschenden Getränke enthalte. Da ich lebhaft fühlte, daß in diesem Gebiet nur durch vereinte Tätigkeit etwas zu leisten sei, so trat mir die Frage nahe, ob ich mich nicht mit diesem Herrn in Verbindung setzen sollte.

Eines Morgens, nach langem inneren Kampfe, flehte ich Gott auf den Knien an, er solle mich selbst in dieser Sache leiten, und übergab mich ganz besonders für diesen Dienst in seine Vaterhand. Ich stand sehr bewegt auf und, ohne mich um mein Frühstück zu kümmern, schrieb ich sofort einen eingehenden Brief an Herrn Fermaud in Genf, in welchem ich ihm den Vorschlag machte, mit mir einen schweizerischen Mäßigkeitsverein auf Grundlage völliger Enthaltensamkeit von allen berauschenden Getränken zu gründen."

Im Jahre 1877 wurde der Mäßigkeitsverein vom Blauen Kreuz durch den genannten Pfarrer begründet. Schon der Name sagt, daß der grundsätzliche Standpunkt keine Verdammung des Alkohols und keine Verwerfung des Genusses alkoholischer Getränke überhaupt bedeutet. In der französischen Schweiz ist der Weinbau zu Hause und der Wein Familiengetränk. Der Mäßigkeitsverein vom Blauen Kreuz stellt sich nicht gegen diese Sitte. Aber sein Ziel ist, diejenigen zu erreichen und

vom Alkoholgenuß zu befreien, die in ihrem gesunden, seelischen und sittlichen Verhalten schon dem schädlichen Einfluß des Alkohols unterlegen sind und ins Verderben geraten, wenn sie nicht frei werden. Das Mittel zu ihrer Befreiung ist die völlige Enthalttsamkeit. Diese wird von den Trinkern gefordert. Sie müssen sich durch Unterschrift zur Enthalttsamkeit verpflichten. Zuerst auf kürzere Zeit zur Bewährung, und erst wenn sie sich drei Monate lang enthalttsam geführt haben, dann können sie aus Anhängern des Blauen Kreuzes Mitglieder werden. Diese müssen sich auf ein Jahr zur Enthalttsamkeit verpflichten.

Dann ist eine zweite Art von Mitgliedern nötig. Das sind diejenigen, die aus Liebe zu den vom Trunk gebundenen Brüdern sich selbst zur Enthalttsamkeit entschließen. Es ist ein Erfordernis der Liebe, daß man die gleiche Verpflichtung übernimmt wie die Trinker, die gerettet werden sollen. Mit der Verpflichtung allein ist es ja nicht getan; es müssen Männer und Frauen da sein, die sich der Opfer des Alkohols persönlich annehmen. Der bloße Verzicht auf geistige Getränke ist dabei im Grunde kein Opfer. Alle, die es getan haben und jahrelang ohne den Genuß alkoholischer Getränke lebten, können es bezeugen, daß man dadurch nichts verliert, weder an Gesundheit noch an Kraft, weder an Freude noch Behagen. Aber die persönliche Bemühung um die Trinker erfordert allerdings persönliches Opfer. Denn es geschieht da manche Enttäuschung und kostet oft viel Zeit und Mühe, um den Gebundenen zu helfen. Die Hauptsache aber im Blauen Kreuz ist die Verkündigung des Evangeliums. Der Herr Jesus Christus steht als Mittelpunkt dieser Verkündigung im Blauen Kreuz allen vor Augen, denen,

die sich um die Rettung der Gebundenen bemühen, und denen, die jahrelang nach Rettung ausgeschaut haben und keine fanden, bis der Herr sie ergriffen und von ihren Ketten befreit hat.

Pfarrer Kochat arbeitete in der französischen Schweiz. Aber er wußte, daß in der deutschen Schweiz der Trunk auch viel Unheil anrichtete, und schaute nach einem Mitarbeiter aus, der dort das Werk in Angriff nehme. Gott zeigte ihm den Gesuchten in Pfarrer Arnold Bovet von der Freien Gemeinde in Bern. Gott hatte an diesem seine Wundermacht bewiesen. Vom zehnten bis zum siebenzehnten Lebensjahre war er lahm. Mit zwei Krücken reiste er in das Christliche Erholungsheim von Vater Zeller nach Männedorf. Durch Gebet und Handauslegung der von Gott besonders begnadeten Jungfer Trudel wurde er wieder völlig gesund und konnte seine Krücken wegwerfen. Nur sein Bein blieb steif. Er hat als junger Pfarrer dann die gleichen Erfahrungen wie Kochat gemacht und suchte zunächst mit Mäßigkeit die Unmäßigkeit zu bekämpfen. Erst die Erfahrung hat ihn zu der Erkenntnis gebracht, daß bei Trinkern nur die völlige Enthaltbarkeit helfen könne. Durch einen begeisterten Abstinenten, der aus England zu Besuch kam, wurde er dazu gebracht, persönlich enthaltsam zu leben. Als Kochat davon hörte, hat er sich bald bemüht, Bovet für das Werk des Blauen Kreuzes zu gewinnen. Dieser trat am 3. Juni 1878 dem Blauen Kreuze bei und hat zunächst in der Deutschen Schweiz, später auch in Deutschland, für das Werk der Trinkerrettung gewirkt. In seiner freien Gemeinde fand er Männer und Frauen, die ihm als Helfer und Mitarbeiter zur Seite traten. Nach etlichen Jahren zählte das Blaue Kreuz schon mehrere tausend Mitglieder. Wie Bovet

selber die Arbeit ansah, hat er beim 25jährigen Jubiläum des Blauen Kreuzes in einem Gedebkbuch niedergelegt, das dem Pfarrer Kochat überreicht wurde. Da heißt es:

„Mehr als alle meine Mitbrüder drängt es mich von Herzensgrund, Ihnen zu danken für die bescheidene und zähe Geduld, die Sie hatten, als Sie mich um meine Mitarbeit baten, trotz meines anfänglichen Widerstrebens. Sie haben mich dadurch eingeführt in Arbeiten der Evangelisation, der Seelsorge und mannigfacher Dienste, welche wie nichts anderes mein Leben bereicherten. Dadurch war mir's vergönnt, mitzuhelfen am Bau des Reiches Gottes und das völlige Heil in Christus und die Schätze der Kraft und des Lebens, welche sich im Worte Gottes finden, in Kreisen zu verkündigen, welche ich ohne sie nie erreicht hätte. Gott hat mir außerdem die Gnade erwiesen, mir auf diesem weiten, schier unbegrenzten Arbeitsfelde tüchtige und hingebende Mitarbeiter zu schenken, mit welchen ich in die innigsten, gesegnetsten Beziehungen treten durfte. Je mehr sich das Werk entwickelte, je mehr Sorgfalt und Hingeburg es erheischte, desto mehr führte es mich in eine Schule der Demut, indem es mich gründlich davon überführte, wieviel mir fehlte an Geschick, Treue und Weisheit, um alle die Vertrauensposten zu erfüllen, die man mir übertragen. Doch die Demütigungen und Niederlagen waren für mich nicht weniger als die Freuden und die Erfolge eine heilsame Schule und eine große Hilfe für mein inneres Leben. Darum danke ich Gott von ganzem Herzen, der mich trieb, Ihnen zu folgen . . . . Mit mehr Ernst als je möchte ich mich Gott zur Verfügung stellen.“

Bovet übernahm die Hauptgeschäftsstelle für die Arbeit des Blauen Kreuzes im Gebiet der deutschen Sprache. Von da aus gingen die Werbeschriften nach allen Seiten, die das Blaue Kreuz bekannt machen und Mitarbeiter gewinnen sollten. In Deutschland ist Bovet mehrfach gewesen, noch ehe Oberstleutnant von Knobelsdorff in die Arbeit eintrat. Die ersten Vereine sind durch ihn in Elberfeld, Mülheim (Ruhr), Soest und Hagen entstanden. Stets hat er darauf den Nachdruck gelegt, daß das Evangelium von Jesus Christus, dem Erretter, die Hauptsache

im Blauen Kreuze sei. Im letzten Jahrbuch des Blauen Kreuzes, in dem er seine Stimme erhob, stand zu lesen:

„Haltet fest am besonderen Charakter unserer Vereinstätigkeit, schauet beständig in Liebe aus nach den Verwundeten, die am Wege liegen, und haltet die Herberge immer offen für einen jeden, der Hilfe sucht, sei er auch noch so unartig. Aber steckt euer Ziel bei der Behandlung derjenigen, die euch Gott zuführt, und die ihr sofort als Kameraden ansehen werdet, recht hoch, und nennt es getrost die ‚Vollendung in Christo‘.“

## Der Herold des Blauen Kreuzes

Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht erben. 1. Kor. 6, 10

Nachdem Oberstleutnant von Knobelsdorff den Ruf Gottes vernommen hatte, anderen den Weg zur Rettung aus der Sklaverei des Trunkes zu zeigen, wie er ihn selber gegangen war, hat er mit der ihm eigenen Tatkraft das Werk begonnen. Noch ehe er nach St. Chrischona ging, hat er in Berlin angefangen, vom Blauen Kreuz zu reden, und da und dort Anknüpfungen gesucht, auch schon den ersten Verein gegründet. Sobald er in Basel die Möglichkeit dazu hatte, ist er nach Bern gereist, um den dortigen Führer des Blauen Kreuzes, P f a r r e r A r n o l d B o v e t, kennen zu lernen. In dem Dank für die erfahrene Gnade, in der Liebe zu den noch gebundenen oder schon geretteten Trinkern fanden sie sich zusammen. Auf den stürmischen Offizier hat der milde Prediger einen starken und heilsamen Einfluß ausgeübt. Vor allem eins hat Bovet seinem neugewonnenen Freunde eingeprägt, daß man mit den Trinkern sanft und liebevoll umgehen müsse. Zornige Vorwürfe und scharfe Mahnungen erreichen den Zweck nicht, sondern hindern ihn eher. Knobels-

dorff hat es sich gemerkt und hat gerne Rat und Zucht angenommen. Sooft er konnte, hat er die Gelegenheit wahrgenommen, in die Schweiz zu reisen und in Bern bei seinem Freunde einzukehren. Inzwischen hat er sich von ihm weiter über die Arbeit beraten lassen und umgekehrt fleißig von seiner Arbeit berichtet. Schon auf Chrißhona hat er im Sinne des Blauen Kreuzes auf seine jungen Brüder, ja sogar auf die Lehrer eingewirkt. Auch bei den Besuchen in den deutschen und schweizerischen Gemeinschaften rund um St. Chrißhona hat er vom Blauen Kreuz Zeugnis gegeben und schon während seiner Ferien eine Reihe von Vorträgen in süddeutschen Städten gehalten. Welche Freude war es für ihn, wenn nach seinem Wort sich dann etliche meldeten, die die Verpflichtung zur Enthaltſamkeit unterschrieben! Die sollten den Kern des künftigen Vereins bilden, der dann die Arbeit unter den Sklaven des Trunkes aufzunehmen hatte. Nach seiner Einsegnung für den Dienst des Blauen Kreuzes hat er alsbald eine größere Werbereise in Schleswig-Holstein unternommen. Aber seine Hauptaufgabe sah er in Berlin. Dorthin siedelte er Mitte September 1888 von Brieg aus über. Das Blaue Kreuz fordert vor allen Dingen unermüdlige Kleinarbeit durch persönlichen Besuch und Zuspruch. Knobelsdorff hatte seine Wohnung zunächst im Norden von Berlin gewählt, weil er von dort aus seine Arbeit gestalten wollte. Er suchte Fühlung mit den Pfarrern der Gemeinden, damit sie ihm Gelegenheit gäben, vom Blauen Kreuz zu berichten und dafür zu werben. Für jedes Entgegenkommen war er dankbar. Jeder Einladung folgte er gern. Was ihm in den angeregten christlichen Kreisen besonders am Herzen lag, war das Verlangen nach Mitarbeitern.

Das war ihm ja von vornherein klar, daß im Norden Berlins ein einzelner Mensch nicht imstande ist, die Arbeit zu bewältigen, auch wenn er sich ganz an sie hingibt. Also galt es die Herzen zu erwärmen für diese Arbeit des Reiches Gottes. Der Herr Jesus ist gekommen als Heiland der Sünder und hat uns durch Wort und That gelehrt, die Verlorenen zu suchen, in Liebe ihnen nachzugehen und die Thür des Reiches Gottes aufzutun. „Jesu Liebe kann erretten“, das war die Botschaft, die Knobelsdorff an sich selbst erfahren hatte und nun unter dem Trieb des Heiligen Geistes seinen Hörern vor Augen stellte. Er selber war unermüdlich, indem er die Trinker, die ihm genannt waren, in Berlin aufsuchte. Er scheute die weiten Wege nicht; denn sein Herz brannte von dem Eifer, Seelen zu retten. Außerdem machte er überall bekannt, daß er in seiner Wohnung zu sprechen sei. Wer das Haus betrat und vor der Thür zu seiner Wohnung stand, las in großen Buchstaben die Worte: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben!“ Es ist zu begreifen, daß ein anderer Mieter im Hause es jedesmal als einen Stich empfand, wenn er an der Thür vorüberging. Er verlangte also, daß dieser Spruch entfernt würde. Aber da kam er bei Knobelsdorff schlecht an. Drinnen in der Wohnung konnte man den Spruch noch einmal lesen. Es war dem Hausherrn ganz ernst damit. Hier ist die Wurzel seiner rastlosen Arbeit für das Blaue Kreuz. Er wußte aus eigener Erfahrung, wie es mit dem Trinker immer weiter bergab geht, welche Unruhe des Gewissens ihn überfällt, wie elend er sich fühlt, sobald der Rausch verflogen ist. Aber vor allem war er durchdrungen von der schrecklichen Gewißheit, daß der Satan die Opfer des Trunkes festhält und ihnen den

Eingang in das Reich Gottes versperrt. Da kann nur Jesus helfen! In die Sprechstunde kamen Männer und Frauen. Männer, die den Trunk los sein wollten, und Frauen, die unter der Trunksucht der Männer litten und ihr Herz ausschütten wollten. Wieviele erschütternde Erlebnisse hat der Vorkämpfer des Blauen Kreuzes gehabt; aber wie mußte er sich über jeden Erfolg zu freuen! An Bovet hat er regelmäßig von seiner Arbeit berichtet, von Enttäuschungen und von Erfolgen. Es ist rührend zu lesen, wie er dem Herrn dankt, sobald sich ein Trinker entschlossen hatte, es mit dem Blauen Kreuz zu versuchen. Die erste Unterschrift für ein paar Tage führte nicht selten dazu, daß der Trinker unter dem Einfluß des Wortes und Gebetes seines neuen Freundes zu seinem eigenen Staunen und zur Befriedigung seines Selbstgefühls zunächst enthaltenam lebte. Aber es geschah ebensooft, daß bei der Verlängerung des Versprechens sich der Rückfall meldete. Knobelsdorff ließ sich dadurch nicht entmutigen. Vielmehr pflegte er zu sagen, daß dies ein Fortschritt auf dem Wege zur Rettung bedeutete. Denn beim ersten Male hat der Trinker nur mit der eigenen Kraft gerechnet, die durch den anderen angeregt war. Aber wenn er die Erfahrung macht, daß die eigene Kraft nicht zureicht, da ist die Stunde gekommen, wo er die Botschaft von Jesus, dem Retter, williger hört als bisher. Wie hat dann der eifrige Herold des Blauen Kreuzes im Gebet gedankt und im Brief gejubelt, wenn ein Trinker sich nun ganz dem Heiland in die Arme geworfen hatte! Jede Rettung eines Trunkenboldes war ihm ein Sieg des Herrn Jesus Christus. Das Blaue Kreuz galt ihm nicht als eine menschliche Methode, den Trunkenbolden zu helfen, sondern lediglich als ein Mit-

tel, das der Herr Jesus Christus benutzt, um Menschen vom Verderben zu erretten. Bezeichnend für seine Anschauung ist das Lied: „Jesus und die Temperenz“, das er dem Werke gewidmet hat.

Wir tragen hoch die Fahne  
Der vollen Abstinenz,  
Doch Jesus ist uns wicht'ger  
Als alle Temperenz.

Sein Wort: „Reiß aus das Auge!“  
„Hau ab die Hand!“ — uns brennt's  
Im Herzen, darum wirken  
Wir für die Temperenz.

Meinst du, den Trinker rette  
Allein die Abstinenz?  
Nein! nein! — denn ohne Jesus  
Hilft keine Temperenz.

Es brauchen alle Menschen  
Des neuen Lebens Lenz,  
Den kann nur Jesus wirken  
Und nicht die Temperenz.

Drum weiter hoch die Fahne  
Der vollen Abstinenz!  
Doch Jesus ist uns wicht'ger  
Als alle Temperenz.

Bei dieser vollen Entschiedenheit war Knobelsdorff doch von jedem gesetzlichen Wesen frei. Er forderte nicht von jedermann ein enthaltames Leben, sondern erkannte die Mäßigkeit durchaus als das normale Verhalten eines Christen an. Nur für die Opfer des Alkohols forderte er unbedingt die völlige Enthaltbarkeit, weil er aus eigener Erfahrung wußte, wie auch ein geringer Reiz die Leidenschaft wieder erwecken kann. Deshalb hat er auch gegen das Braumbier, das sogenannte einfache Bier, Stellung genommen und es aus den Vereinen des Blauen Kreuzes hinausgewiesen. Die Befürworter dieses leichten Bieres

waren in der Regel Männer, die die Leidenschaft des Trinkens nicht aus eigener Erfahrung kannten und darum auch nicht abmessen konnten, wie der regelmäßige Genuß dieses alkoholschwachen Getränkes auf die gewesenen Trinker versucherisch wirkte. Es war übrigens für Knobelsdorff charakteristisch, wie er die Freunde des Braubiers bei der entscheidenden Sitzung überwand. Er sagte am Schluß einer langen, hartnäckigen Auseinandersetzung: Gut, dann wollen wir uns von nun an „Braubierverein“ nennen. Das schlug durch.

Nicht minder entschieden forderte Knobelsdorff zur völligen Enthaltbarkeit derjenigen auf, denen der Herr Jesus das Herz abgenommen hatte. „Suche vom Grabestrand Seelen zu retten.“ Dieser Missionstrieb erfüllte Knobelsdorff, ihn wollte er in den Kreisen der Gläubigen wecken und insbesondere in der Pastorenschaft. Mit der Einseitigkeit eines Mannes, der die ihm vom Herrn gestellte Aufgabe erkannt und willig übernommen hat, empfahl er die Arbeit des Blauen Kreuzes. Ihm erschien es unverständlich, daß die Pfarrer zwar ihm selbst die Werbearbeit in ihrer Gemeinde gestatteten, aber meist nicht selber Hand anlegten. Er hat manch hartes Wort über die Pfarrer gesagt, aber sich auch unendlich gefreut, wenn einer zu dem Entschluß kam, selber dem Blauen Kreuz beizutreten, und schließlich haben es viele getan.

Drei Stützpunkte hatte das Blaue Kreuz in Berlin gefunden: in der Zionskapelle, im Gemeindehaus an der Georgenkirche und im Saal auf der Schellingstraße. An diesen Stellen hat Knobelsdorff regelmäßig Gottes Wort verkündet und von da aus immer neue Ermunterung zum Dienst an den Trinkern gegeben. Diese Arbeit geschah in der Stille, aber einmal im Jahre sollte auch die größere

Öffentlichkeit von dem Werke des Blauen Kreuzes erfahren. Dazu wurden dann ein Seeabend veranstaltet und Einladungen dazu an solche Persönlichkeiten versandt, von denen er Teilnahme für das Werk und Mitarbeit erhoffte. Er war nicht der Meinung, mit der man ihn in Berlin begrüßt hatte, man müsse zuerst Geld sammeln. Vielmehr wollte er durch die Arbeit selbst und ihre Erfolge Zustimmung und Hilfe erwerben. Deshalb hat er an dem öffentlichen Seeabend gerettete Trinker aufgefordert, Zeugnis abzulegen. Welch eine Freude war es für ihn, aus dem Munde anderer zu hören, was der Herr durch den Dienst des Blauen Kreuzes an ihnen getan hat! Wir führten einige Beispiele an.

Fischler M. erzählt, daß er am 30. Oktober seinen vierjährigen Geburtstag gefeiert habe. Denn bis zu seinem Eintritt ins Blaue Kreuz sei er tot in Sünden gewesen. Er freute sich, daß man ihm zu seinem Ehrentage eine Tafel geschenkt habe mit dem ernstesten Wort: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben!“

Arbeiter J. berichtet, daß er schon seit drei Jahren mit dem Blauen Kreuz zu tun habe, aber erst seit Kaisers Geburtstag dieses Jahres habe er den Heiland wirklich im Glauben ergriffen, als ihm an jenem Tage der Heilige Geist deutlich gesagt: Heute warne ich dich zum letztenmal!

Möbelverpacker K. enthüllt offen die grausame Grube, in der er gefessen. Er erzählt, daß man ihn zuerst zu einem Kaffee des Blauen Kreuzes in das Haus des Oberstleutnants von Knobelsdorff eingeladen habe und es ihm dort wie Schuppen von den Augen gefallen sei. Auch im Äußeren hätte der Herr ihm geholfen, und er lebte mit Frau und Kindern das glücklichste Leben.

Man kann sich vorstellen, wie dankbar Knobelsdorff bei solchen Gelegenheiten es empfand, daß seine Arbeit nicht vergeblich sei. Er hat freilich auch die Erfahrung gemacht, daß Menschen, die er bei solcher Gelegenheit zum Zeugnis aufgefordert hatte, hinterdrein wieder rückfällig wurden. Er hat daher, je länger je mehr, Vorsicht in der

Auswahl jener beobachtet, die er zum Zeugnis aufforderte. Er hat die Freude gehabt, daß die Zahl der geretteten Trinker wuchs. Er lud sie gerne zu persönlicher Gemeinschaft in sein Haus ein. Die beschränkten Räume, die ihm in seiner Wohnung zur Verfügung standen, hinderten ihn nicht, bis zu 80 Gäste einzuladen. Freilich saßen sie dann sehr eng zusammen, und Feldstühle mußten aushelfen. Aber dafür hingen die geretteten Trinker mit großer Liebe und Dankbarkeit an dem Manne, der sich ihrer persönlich mit so viel Ausdauer und Hingabe angenommen hatte und noch immer annahm, sobald irgendeine Not an sie herantrat. Der Berliner Verein war ganz auf seinen Vorsitzenden zugeschnitten, der alles in einer Person war, so daß es zu einer selbständigen Mitarbeit seiner Glieder nicht kommen wollte. „In meinem Verein muß Disziplin herrschen“, sagte Knobelsdorff gelegentlich. Er befahl, die Mitglieder gehorchten. Erst nach seinem Tode waren die Mitglieder genötigt, unter eigener Verantwortung und aus eigenem Triebe das Werk fortzusetzen. So ging es mit der Vereinsarbeit vorwärts.

So groß Berlin ist, so war es doch für Knobelsdorffs Tatkraft und Liebeseißer ein zu kleiner Bezirk. Er hatte ja den Ruf vernommen, allenthalben im Vaterlande die Sache des Blauen Kreuzes zu vertreten und allen Trinkern den Rettungsweg zu zeigen. So hat er denn eine weitausgedehnte Reisetätigkeit ausgeübt, die ihn besonders häufig nach den Westprovinzen Preußens führte. Pfarrer Bovet hatte die ersten Vereine im Rheinland und Westfalen angeregt. Dort setzte nun Knobelsdorff mit neuer Kraft ein. In Barmen entstand das Hauptquartier für die deutsche Arbeit des Blauen Kreuzes. Hier wurde auch ein Vereinshaus des

Blauen Kreuzes, E l i m , erbaut. Bei der Grundsteinlegung von Elim machte Knobelsdorff folgende Ausführungen:

„In vielen Fabriken an der Wupper sausen die Hämmer in rastloser Arbeit. In diesem Hause, dessen Grundstein wir soeben legten, soll der Hammer des lebendigen Wortes auf allerlei Weise geschwungen werden. In der Seelsorge an einzelnen Seelen und in Versammlungen, aber auch durch Schriftenverbreitung der Transmision vergleichbar, weite Kreise durch seine Schläge mahnend: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.“ Eph. 5, 14. Ich fuhr neulich mit einem Berliner Ratsbaumeister auf der Eisenbahn zusammen. Er erzählte mir, daß man dort die Häuser auf 100 Jahre Brauchbarkeit baute, in der Annahme, daß sich nach einem solchen Zeitraum der Geschmack und das Bedürfnis total verändert habe. Ich weiß nicht, wie lange dieser Bau (Elim) dem Herrn wird dienen dürfen. Aber wir wollen unseren großen Meister bitten, daß, solange Blaukreuzleute darinnen wohnen, dieselben ihren Geschmack in bezug auf das Evangelium von der freien Gnade in Christo Jesu nicht ändern mögen.“

Zu den Jahresfesten des Barmer Vereins fuhr er regelmäßig. Als die Zahl der Vereine wuchs, wurde zunächst ein Westdeutscher Bund gegründet. Dann bildeten sich auch in anderen Teilen Deutschlands Verbände, und schließlich entstand der Deutsche Bund vom Blauen Kreuz, dessen Vorsitzender Oberstleutnant von Knobelsdorff wurde und solange geblieben ist, bis die Zeit seiner irdischen Wirksamkeit abgelaufen war.

Wo er immer hinkam, hat er auf Vertiefung in das Wort der Gnade, auf das Leben in der Gemeinschaft mit dem Herrn gedrungen. „Nehmet aus unserem Verein Jesus fort, dann sind wir ein Luftballon, der in der Luft zerplatzt, es bleibt dann nur noch ein Haufen Lumpen übrig.“ Überall, wo er Gelegenheit hatte, kreuz und quer in Deutschland von Elbsitz und Memel bis nach Freiburg

in Baden und von Schleswig-Holstein bis Bayern, hat er darauf hingewirkt, daß das Blaue Kreuz seine Eigenart behalte. Wir geben hier seine grundsätzlichen Ausführungen wieder:

„Lasset euch niemand das Ziel verrücken! § 1 Evangelisation, § 2 Temperenz — das müssen wir festhalten. Wir haben das Evangelium hineinzubringen in unser Volk. Nur auf diesem Wege können wir die Trunksucht bekämpfen und die Trinker retten. Aber Satan sucht dieses klare Ziel auch uns immer wieder zu verschieben.

„Niemand“, heißt's hier, selbst kein Bruder und keine Schwester, soll uns in eine andere Richtung treiben, als sie das Wort uns zeigt. Fort und fort wird's versucht, unser Ziel zu verschieben.

Auf der einen Seite steht die gewaltige Wissenschaft, vor der die Welt tief den Hut abzieht und sich in den Staub beugt — obwohl sie manches heute als Dummheit brandmarkt, was sie noch vor zehn Jahren als neueste Errungenschaft im Brustton der Überzeugung gepriesen. Den Alkohol hat nun ja die Wissenschaft so gründlich zerzaust, daß nichts Gutes mehr an ihm bleibt. Für diesen Helferdienst sind wir ihr dankbar, aber trotzdem begeben wir uns nicht in ihr Schlepptau.

Wir wollen auch nicht mit ihr übertreiben und das Kind mit dem Bade ausschütten, als ob jegliches Genießen, auch der mäßige Genuß, schon Sünde sei. Auch die Wissenschaft, wenn sie es noch so gut meint, soll uns das Ziel nicht verrücken.

Bei uns heißt's und muß es heißen: „Mit Hilfe Gottes und Seines Wortes!“ Und wir wollen eben mit beiden Füßen auf der Bibel stehen. Kein Bruder, keine Schwester hat irgendwie das Recht, uns zuzurufen: Ihr steht nicht recht, ihr seid gesetzlich.

Wir sagen einfach auf Grund der Schrift: „Du, Trinker, darfst nicht trinken“, und wir wollen's nicht mehr, aus Liebe zu dem Trinker. Da haben wir uns auch zu hüten vor all den vermeintlich ungefährlichen Getränken, die man uns wieder einschmuggeln will, wie uns denn die sogenannte Braunbierfrage schon viel zu schaffen gemacht hat.

Wir haben das Evangelium hineinzubringen in unser Volk. Das ist der Königsbefehl, den wir auszuführen haben. Wo immer die Evangelisation § 1 und Temperenz § 2 ist, da steht es gut.“

Mit seiner Entschiedenheit und mit seinem Eifer wirkte er anfeuernd, wo man mit dem Blauen Kreuz angefangen hatte und müde wurde, wenn die Erfolge nicht in dem gewünschten Umfange eintraten. Aber umgekehrt konnte er auch vor Übereifer und Unbesonnenheit warnen. Ein jüngerer Pfarrer, der durch ihn für das Blaue Kreuz erwärmt war, teilte ihm mit, daß er einen großen Zug tun wolle. Er habe deshalb zu einer öffentlichen Versammlung sämtliche Gastwirte des Ortes eingeladen. Darauf schrieb ihm Knobelsdorff, daß er dies doch nicht für zweckmäßig halte. „Als Daniel in der Löwengrube gefangen saß, hat er die Löwen nicht am Schwanz gezogen.“ Das war eines seiner Worte, das sich eingepreßt hat und heute noch angeführt wird. Dem Blauen Kreuz gehörte seine ganze Liebe. Aber umgekehrt hingen auch die vom Blauen Kreuz oder besser durch das Blaue Kreuz vom Herrn geretteten Trinker an ihm. Die Demut und Brüderlichkeit, die er ihnen gegenüber bekundete, hatten ihnen das Herz abgewonnen. Dafür gab es viele Beispiele. Ein solches wollen wir hier mitteilen: Im Trinkerashl zu Leipe in Schlesiens hatte ein Breslauer Droschkenkutscher K. Heilung an Leib und Seele gefunden. Als Knobelsdorff in Breslau eine Versammlung hielt, wurde ihm dieser Mann vorgestellt. Er fragte ihn: „Nun, wie geht es Ihnen?“ K., strahlend: „Sehr gut, Herr Oberstleutnant. Aber früher nicht. Da habe ich ja getrunken“, worauf ihm dieser die Hand auf die Schulter legte mit den Worten: „Lieber Bruder K., da passen wir beide zusammen! Das kann ich auch von mir sagen.“

Solange in Deutschland das Werk des Blauen Kreuzes bestehen wird, ebensolange wird man auch seinen Herold, Oberstleutnant von Knobelsdorff, nicht vergessen.

Keiner hat so stürmisch, entschieden, nachhaltig die Wahrheit bezeugt: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben.“ Dabei machte er keinen Unterschied zwischen denen, die sich am Wein, und den anderen, die sich am Schnaps berauschten. Den Unterschied zwischen beiden bestimmte er so: „Der Schnapstrinker fährt im D-Zuge, der Weintrinker im Bummelzuge zur Hölle.“ Freute er sich über jeden, der den Weg zum Heiland einschlug, und dankte Gott, so war es ihm ein besonderer Grund zum Danken, wenn Menschen mit höherer Bildung, aus angesehener Stellung, den Entschluß zur Umkehr faßten; denn er wußte ja, wie viele besondere Vorurteile und Rücksichten gerade in den Kreisen von Besitz und Bildung einer Bekehrung Widerstand leisteten. Aber einen anderen Weg gab es nun einmal nicht.

Ein Bankbeamter H. litt selbst unter seiner Trunksucht. Er sah den Schmerz seiner Frau, die ihn sehr liebte, und hegte den Wunsch, von seiner Leidenschaft frei zu werden. Aber wie? Der Arzt, den er aufsuchte, erklärte: „Ich kann Ihnen nicht helfen. Gehen Sie zum Blauen Kreuz!“ Dort gefiel es ihm aber nicht. Er war ein Freigeist, und der Verkehr mit einfachen Leuten sagte ihm nicht zu. So trank er weiter. Er entschloß sich endlich in seiner Not, zu Knobelsdorff nach Berlin zu fahren. Der ließ sich alles von ihm erzählen und meinte darauf nur: „Ich will Ihnen, mein Lieber, sagen, wo es bei Ihnen fehlt. Ihnen fehlt der Heiland.“ Dies einfache Wort traf Herz und Gewissen. Der Bankbeamte wurde es nicht mehr los. Er ruhte auch nicht eher, bis er die befreiende Macht des Heilandes erfahren hatte. Er hat dann später sein Erlebnis manches Mal erzählt und ist ein Zeuge der Gnade geworden.

Derartige Erlebnisse hat Knobelsdorff viele gehabt. Hier geschahen Wunder und Zeichen. Der Herr begleitete das Wort mit seiner Kraft. Daher war das Blaue Kreuz in den Augen Knobelsdorffs das deutlichste Zeichen, daß Jesus Christus der lebendige Herr ist und selber Sein Reich ausbreitet.

## Der Evangelist

Ich glaube, darum rede ich! Psalm 116, 10

Das Blaue Kreuz muß ein Evangelisationsverein sein. Das war die Meinung seiner Gründer. Denn nicht die Enthaltensamkeit rettet die Menschen vom ewigen Verderben, sondern allein der Herr Jesus Christus. Wenn Knobelsdorff einen Vortrag über das Blaue Kreuz hielt, dann war das immer zugleich Verkündigung des Evangeliums, Ruf zum Herrn. Man wurde rasch aufmerksam auf den eigenartigen Evangelisten und rief ihn von den verschiedensten Orten. In Berlin allein ist viel Gelegenheit, in Gemeinden und Vereinen zu sprechen. Knobelsdorff nahm jede Einladung an in der Hoffnung, auch für das Blaue Kreuz werben zu können, selbst wenn die Einladenden das durchaus nicht beabsichtigt hatten. Es war seine Stärke, das Zeugnis, das er für den Herrn ablegte, durch Beispiele aus seiner Erfahrung unter den Trinkern und durch Gleichnisse zu beleuchten und zu verstärken. Da er von allen Seiten gerufen wurde, konnte er selten für den einzelnen Ort so viele Tage freimachen, daß eine größere und dauernde Wirkung davon ausging. Anregend, ermunternd, erweckend wirkte aber jedesmal sein Auftreten. Er gehörte bald zu den gesuchtesten Evangelisten jener Jahre, in denen er auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand. Auch über die Grenzen Deutschlands hin-

aus drang sein Ruf. In der Kurgemeinde zu Davos hat er mehrfach seine Stimme erhoben und den Weg zu Christus vielen gezeigt, die dort Genesung für ihr Leiden suchten und sich die interessanten Vorträge des ehemaligen preußischen Offiziers nicht entgehen lassen wollten. Es gab dort im bescheidenen Umfange eine Erweckung. Aus Holland kam der Ruf nach Amsterdam. Nach Schweden hat man den Herold des Blauen Kreuzes geholt, und er hat in Göteborg eine Reihe von Vorträgen halten müssen. Auf einer Jubiläumskonferenz des Christlichen Vereins Junger Männer in London war auch Knobelsdorff aufgefordert worden, ein Wort zu sagen. Dort waren auch Vertreter aus Amerika zugegen, insbesondere Postdirektor Wannemaker und Sekretär Olandt. Als sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren, veranlaßten sie, daß das Amerikanische Komitee der Christlichen Vereine Junger Männer Knobelsdorff für drei Monate zum Dienst in den amerikanischen Vereinen einlud. Er sollte seine Frau mitbringen; aber das hat er doch nicht getan, denn die Anstrengungen wären für sie zu groß gewesen. 53 Tage hat er in Amerika zugebracht, drei Tage und sieben Nächte dauerten seine Eisenbahnfahrten, 81 Versammlungen hat er gehalten, darunter 22 in Kirchen und neun Frauenversammlungen. Der Zulauf zu seinen Vorträgen war groß. Einen ehemaligen preußischen Offizier, der zwei Feldzüge durchlebt hatte, wollte man gern hören. Die Versammlungen in den Sälen waren überfüllt. Pfarrer luden den fremden Redner ein, auf ihren Kanzeln zu sprechen. Der westlichste Ort, den er erreichte, war St. Louis. Mit amerikanischer Überschwenglichkeit berichtet der dortige Vereinssekretär:

„Es läßt sich nicht in Worte fassen, was Herr von Knobelsdorff hier in St. Louis gewirkt hat. Dieser Bruder ist der demütigste, kindlichste, gebetsvollste, glaubensvollste, der dem Heiland ähnlichste Mann, den ich je traf. Gott arbeitet durch ihn. Ich vermisse ihn sehr, wie irgendeinen Mann, mit dem ich je in Berührung kam. Würde er je wieder seine Schritte nach St. Louis lenken, wir würden ihn mit offenen Armen empfangen!“

Über die Versammlungen, die er in Buffalo hielt, liegen begeisterte Berichte vor. Dort wurde er ganz außerordentlich in Anspruch genommen. Am Sonntag hat er fünfmal reden müssen. In einer dortigen Zeitung hieß es:

„Seine letzte Ansprache war noch ebenso frisch und lebendig, ebenso interessant und überzeugend wie die erste. Es wohnt in ihm eine wunderbare Kraft und Ausdauer, was ja bei einem alten Soldaten, der zwei Feldzüge mitmachte, eigentlich nicht Wunder nimmt. Herr von Knobelsdorff weiß aber einen anderen Grund und sagt: ‚Es ist Kraft von oben!‘“

Über die letzte Versammlung lautet der Bericht so: „Der Redner knüpfte seine Bemerkungen an das Wort: ‚Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und danach das Gericht.‘ Seine ermahnennden und warmen Worte werden allen Zuhörern noch lange im Gedächtnis bleiben. Nachdem Herr von Knobelsdorff seine Ansprache geschlossen, richtete Herr Dr. Stumpf, Präsident des Vereins, herzliche Worte des Dankes an den Redner und schloß mit den besten Wünschen für die große Lebensaufgabe des Gastes. Diesem standen die Tränen in den Augen, wie er nun dankte für alle Liebe, die ihm hier bewiesen sei. Vielen der Anwesenden wurden die Augen naß. Alle sahen ihn ungerne scheiden, denn alle hatten ihn lieb gewonnen. Seine große Herzlichkeit, seine Liebenswürdigkeit, gepaart mit solch heiligem Ernste, hatte ihm die Herzen im Sturm gewonnen. Stehend sang dann noch die Versammlung: „Gott mit dir, bis wir uns wiedersehen!“ Nach dem Schlusse der Versammlung war Herr von Knobelsdorff noch lange von solchen umringt, die ihm die Hand schütteln wollten und ihm dankten für den empfangenen Segen.“

Die Amerika-Reise war eine Art Triumphfahrt für den Evangelisten. Er hatte natürlich die Gelegenheit wahrgenommen, auch für das Blaue Kreuz zu werben. Der

ausgestreute Samen ist auch später aufgegangen. Nach einem Jahre erhielt er eine neue Einladung nach Amerika. Da er für sich selbst kein Geld annahm, bot man ihm 9000 Mark für sein Trinkerrettungswerk an. Soviel Freude er auch an der amerikanischen Arbeit gehabt hatte, und so sehr es ihn zu seinen Landsleuten zog, erkannte er doch, daß der Herr ihm seine Hauptaufgabe in Deutschland gestellt hatte. Er lehnte darum die zweite Einladung ab. Um so mehr hat er dann in Deutschland hin und her mit dem Wort gedient. Für seine Arbeit wurden ihm an manchen Orten die Kirchen geöffnet und die Kanzeln eingeräumt. So ist er ein Bahnbrecher für die Wortverkündigung durch Laien gewesen. Seit jenen Tagen hat sich die Stellung der Kirche wesentlich geändert. Auch wenn man in die Arbeit des Blauen Kreuzes nicht eintrat, für die er überall warb, so mußte man sein Zeugnis von dem Heil in dem Herrn Jesus Christus doch voll anerkennen. Seine Persönlichkeit trug dazu das Ihre bei. Wir lesen im Wochenblatt „Licht und Leben“ gelegentlich folgendes Urteil: „Herr von Knobelsdorff hat eine frische, lebendige Art zu reden und dringt in seinen meist kurzgehaltenen Ansprachen darauf hin, sich für den Herrn zu entscheiden. Der Schwerpunkt seiner Ansprachen liegt in ergreifenden Illustrationen. Auch seine Gebete sind kurz und entschieden.“

Unsere Leser werden sich am besten eine Vorstellung von seiner Eigenart als Evangelist machen, wenn sie im folgenden Abschnitt einen seiner Evangelisationsvorträge aus Lüdenscheid lesen, der dort nachgeschrieben ist: Soviel steht fest, daß die Ankündigung seiner Vorträge allerorts von vornherein viele Zuhörer herbeiführte. Wo das aber wegen mangelnder Vorbereitung, besonders in

der ersten Zeit, nicht geschehen war, hat Knobelsdorff es sich nicht verdrießen lassen, sondern auch im kleinen Kreise mit Freudigkeit von dem Herrn Jesus Christus Zeugnis abgelegt und zu Ihm eingeladen. Denn im vollen Maße konnte er sich das Schriftwort aneignen: „Ich glaube, darum rede ich!“

## Aus zwei Reichen

Danksgaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zu dem Erbteil der Heiligen im Licht; welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes.

Rol. 1, 12. 13.

Als ich gestern abend in Barmen einstieg in den Lüdenscheider Zug, kam ich mit zwei Herrn zusammen in ein Coupé. Die Rede kam auch auf die Eisenbahn, und da sagte ich, die Bahn von Barmen nach Lüdenscheid müsse doch im Bau mit vieler Mühe und großen Opfern verbunden gewesen sein. „Ja“, äußerte der ältere Herr, „die Stadt Lüdenscheid hat auch allein 600 000 Mark dafür ausgeben müssen.“ Als ich mich darüber wunderte und meinte, das wäre aber viel Geld, und die Bahn ginge doch nicht durch, sondern sei nur eine Sackbahn, erhielt ich zur Antwort: „Es war aber unbedingt nötig für die Stadt Lüdenscheid, daß sie vor zwanzig Jahren dieses Opfer brachte; denn ihre ganze Zukunft hing von dieser Bahnverbindung ab.“

Mein Lieber! Du hast einen Heiland nötig, du mußt Ihn unbedingt haben, denn es hängt seine ganze Zukunft davon ab. Viel mehr als Lüdenscheid von einer Bahnverbindung abhing, hängst du davon ab, ob du mit deinem Heilande verbunden bist. Diese Stadt mußte etwas opfern und hingeben; sie gab vor zwanzig Jahren, als die Stadt noch nicht halb so groß war wie jetzt, sechs- mal 100 000 Mark aus, denn sie erkannte, wie nötig die Eisenbahn für ihre Zukunft war. So mußt du auch etwas hergeben und opfern, wenn du mit dem Heiland verbunden sein willst. Nicht Geld und Gut, sondern dein altes Leben sollst du hergeben. Ja, gib den alten Adam für den Heiland heraus, denn es ist recht nötig.

Doch wie komme ich hierher? Vor zwei Jahren war in London das Jubiläumfest der Evangelischen Männer- und Jünglingsvereine; auch ich durfte teilnehmen und habe soeben noch einem

anderen Teilnehmer die Hand gedrückt. Es wurde ein Sieg des Herrn im großen London gefeiert. Viele Deutsche waren dort, und in einer besonderen Versammlung derselben forderte uns der Superintendent Krummacher auf, auch ein Wort zu reden. Ich knüpfte meine Ansprache an das eben verlesene Bibelwort. Nun war es merkwürdig, nach der Ansprache kam ein Amerikaner zu mir und fragte: „Können Sie wohl auch zu uns nach Amerika kommen?“ Und als ich den lieben Bruder, der die Veranlassung gegeben hat, daß ich hier stehe, heute fragte: „Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, mich hierhin einzuladen?“ da sagte er auch: „Der Gedanke kam mir in London, als ich Sie reden hörte!“

So bin ich denn der Einladung in London zufolge auch in Amerika gewesen.

Wer schon eine Reise zur See gemacht hat, weiß, daß auf dem Schiff an jedem Tage einmal festgestellt werden muß, wo man gerade in dem Augenblick sich befindet; denn was nützt dem Seemann die beste Seekarte, wenn er nicht weiß, wo er sich befindet.

Ich glaube, wir benutzten die erste Versammlung auch dazu, um einmal festzustellen, wo du und ich uns heute gerade befinden. Ob wir auch auf dem rechten Wege sind, der zum Himmel führt? O, daß wir uns ja nicht täuschen möchten! Nicht wahr, wenn ich einen silbernen Löffel kaufen will, aber einen blechernen erhalte, und untersuche nicht, ob der Löffel auch echt ist, so mag ich wohl in dem Glauben stehen, einen wirklich silbernen Löffel zu haben, und bin dennoch angeführt. So gibt es auch Leute, die sich zwar einbilden, auf dem rechten Wege zu sein, und sind es doch in der Wahrheit nicht.

Ob ich in Berlin bin, in Lüdenscheid oder in Neunerk, ob in der Versammlung Männer oder Frauen sind, überall zerfallen die Leute in zwei Arten, nämlich in solche, die das Heil in Christo schon haben, und solche, die es noch nicht haben. Das eine ist klar, daß unter den Leuten große Unterschiede sind. Dieser steht dem Heile sehr nahe, der andere womöglich sehr fern, aber im Grunde genommen sind sie beide noch nicht auf dem rechten Wege. Wer Soldat gewesen ist, weiß, daß man an einer Scheibe einen Zoll wie auch eine Elle breit vorbeischießen kann; der Erfolg ist allemal derselbe, nämlich immer vorbei! O laßt uns doch heute darüber klar werden, wo wir uns befinden. Auch in dieser Stadt leben Seelen — ich hoffe, viele — die klar wissen, daß sie ein Eigentum Jesu sind. Auch solche werden hier sein, die gerne das Heil ergreifen möchten, aber auch die werden nicht fehlen, welche überhaupt noch kein Verlangen danach haben. Wahres Evangelium gleicht einer Wasserscheide. An ihm teilt sich die Menschheit, und nur ein kleiner Teil

stellt sich auf die Seite des Heilands. Aber diese sind fröhlich, denn für sie gilt das Wort: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“

Hier heißt's: „Danksaget dem Vater.“ Eigentlich braucht man die Kinder Gottes nicht zu nötigen, Dank zu sagen dafür, was ihnen der Vater gegeben hat. Für sie versteht sich das ganz von selbst. Man stellt sich doch nicht vor einen Laufbrunnen und spricht: „Lauf doch.“ Ein Laufbrunnen läuft eben ganz von selbst; er kann ja nicht anders. So braucht man auch ein Kind Gottes nicht zu mahnen, Dank zu sagen, es kann ja nicht anders, als den Vater preisen und ihm danken. Wohl müssen die Kinder Gottes Dank sagen. Aber die nicht allein, alle Menschen erfahren die Liebe ihres Gottes, wofür sie Dank darbringen sollten. Ist es nicht Gottes Liebe, die dich bis hierher erhalten hat, ist es nicht Gnade, daß du auch jetzt unter den Schall seines Wortes gestellt bist und der Vater dich jetzt bittet, doch zu dem Sohne zu kommen? Wo wärest du, wenn dich der Herr vor einer halben Stunde abgerufen hätte? Kennst du nicht den Ort, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlöscht?

Wenn noch jemand hier ist, der den Heiland nicht hat, o, ich bitte dich, wirf dich ihm in die Arme. Er ist auch jetzt hier in dieser Versammlung; du wirst freundlich aufgenommen.

Hier ist von einem Erbteil die Rede. Wenn man in der Welt auf das Erben zu sprechen kommt, können sich die Leute interessieren, denn jeder möchte gern erben. Lesen wir einmal in der Zeitung, daß in Amerika oder sonstwo in der Welt jemand, der gleichen Namens mit uns war, gestorben ist und ein großes Vermögen hinterlassen hat, so denken wir schon, derselbe wäre ein unbekannter Verwandter von uns und wir vielleicht dessen Erbe. So möchte jeder gern ein Erbe sein. — Ja, Gott hat ein glühendes Erbschaftsverlangen in jeden Menschen hineingelegt, denn er will uns das wahre Erbteil der Heiligen im Licht geben. Aber sobald wir bei Gott dieses Erbe annehmen wollen, kommt der Teufel so gern, um uns zu stören, mit einer Lüge. Wie im Paradiese kommt er und sagt: „Sollte es auch wohl wahr sein?“ — Ja, es ist wahr, wir können es bestätigen, daß es wahr ist. Ich bin froh, daß ich es auch bestätigen kann, wenn auch als alter Mann; ich bin erst mit 37 Jahren bekehrt worden. Aber alle Personen, die heute gekommen sind, können dieses Erbteil erlangen, und keiner sollte hier sein, der es nicht bestätigen könnte, daß der Vater uns alles schenken kann und auch schenken will.

Der Apostel Paulus hat diesen Brief an die Heiligen in Kolossä geschrieben. Bist du auch heilig? Ja, das mußt du sein, sonst ist

alles, was der Apostel schreibt, ja nicht für dich. Aber, fragst du vielleicht, wie wird man denn heilig? — Durch des Gesetzes Werke, durch Temperenz oder sonst etwas? O nein, heilig wird man nur, wenn man mit dem wahren Heiligen, dem Heilande, verbunden ist. Gleichwie eine Rebe am Weinstock ist und von ihm alle Kräfte und Säfte erlangt, so müssen wir mit dem Heilande verbunden sein, wenn wir recht leben und heilig sein wollen.

Es ist eine herrliche Sache, daß der Herr uns hier Heilige nennt. Hier in dieser Versammlung sind auch Leute, die es klar wissen, daß sie Heilige sind. Ja, sie werden es deutlich wissen, denn der Herr gibt allen diesen sein Geisteszeugnis.

Alle, die hier sind und zu der Schar der „Heiligen“ in Lüdenscheid gehören, werden es mit mir bekennen können, daß es herrlich ist im Dienste unseres Heilandes. Für das, was wir dahingegeben haben, gibt der Herr uns viel Herrlicheres wieder. O, ich habe eine so klare Anzählung auf das zukünftige Ertheil vom Herrn bekommen, daß ich darüber fröhlich bin, nämlich: die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Es ist nicht bloß der Fall, daß der Herr uns in der Ewigkeit Herrlichkeiten theilhaftig werden lassen will, sondern er gibt denen, die sein Eigentum sind, auch hier schon alles, was sie bedürfen. Niemals hat er seine Scharen zuschanden werden lassen. Wenn der Herr uns jetzt fragen würde, ob er uns nicht immer versorgt habe, wir müßten alle auftreten und seiner Güte danken. Auch in den äußeren Verhältnissen fragt der Herr seine Jünger: „Habt ihr Mangel gehabt?“ und sie müssen sagen: „Nein, Herr, nie keinen!“ So müssen auch wir in dem äußeren Leben erfahren, daß wir einen herrlichen, mächtigen Herrn haben. Es muß nicht bloß ein Verheißer vom gütigen und liebenden Vater bei uns sein, sondern wir müssen es von Herzensgrund bestätigen können, daß Gott die Liebe ist. Was kümmert's uns, ob uns auch die Welt als die Dummen ansieht, wenn wir die Wahrheit an uns selbst erfahren haben und nicht wie ein Papagei alles nachschwätzen, als ob wir bloß unsern Katechismus auswendiggelernt hätten.

Der Apostel redet hier von einem Lütchiamachen zu einem Ertheil. Im Kriege von 1870/71 habe ich an der Belagerung von Paris theilgenommen und damals drei bis vier Monate auf dem herrlichen Schlosse Ferrières, welches dem reichen Baron von Rothschild gehörte, aewohnt. Ich wohnte bei dem ersten Beamten des Barons, und wie ich alles so befah, fraate ich den Beamten: „Wer wird dieses alles denn einmal erben?“ Da antwortete mir derselbe: „Das muß jedesmal der Haupterbe übernehmen, denn das Schloß kostet jährlich 800 000 Franken zum Unterhalt. Ein anderer würde es nicht übernehmen können.“

Wenn wir nun dieses Erbe antreten sollten, würden wir es antreten können? Ich glaube, keiner von uns, wir müßten alle sagen: „Ach nein, ich kann dieses Erbe nicht antreten. Dazu bin ich nicht tüchtig genug.“ Wenn wir aber schon zu solch irdischer Erbschaft tüchtig sein müssen, wievielmehr müssen wir da tüchtig sein, wenn wir das himmlische Erbe antreten sollen! Das Rothschild'sche Schloß kann nur derjenige erben, der auch äußerlich dazu instandgesetzt ist. Geradefo kann nur derjenige den Himmel in Besitz nehmen, der tüchtig gemacht ist zu diesem Erbteil der Heiligen im Licht.

Hier ist die Rede von einer Obrigkeit der Finsternis. Gibt es denn ein Reich der Finsternis? Ja, es gibt ein Reich der Finsternis, und dieses ist besser organisiert als das Deutsche Reich. Der Herr dieses Reiches ist Sr. Majestät der Satan, und der hat noch viele Beamte und Unterbeamte.

Ein armer Mann, der dem Trunke ergeben ist, kommt des Abends von der Arbeit. Er ist dieses Mal nicht erst in die Kneipe gegangen, und als er nach Hause kommt, sein blaßes Weib, die dürtig gekleideten Kinder ansieht, spricht er zu sich selbst: „Jetzt soll es besser werden.“ Ja, der Mann hat in dem Augenblick die besten Vorsätze, er will sich wirklich bessern. Aber dann kommt der Befehl Sr. Majestät des Teufels: „Geh' ins Wirtshaus!“ und alle seine guten Vorsätze fallen zusammen. Er muß ins Wirtshaus, denn er steht unter der Gewalt des Satans, darum muß er. Muß: du auch noch? Wenn du unter dem Kommando des Teufels stehst, dann mußt du ihm dienen, du mußt ins Wirtshaus gehen, du mußt ins Theater, du mußt zum Ball und Konzert. Ja, du mußt die Zeitung lesen, wenn es der Teufel dir befiehlt! O, es gibt so manches „Muß“. Wenn noch etwas zwischen dir und dem Heilande liegt, stehst du noch unter dem Kommando des Satans. Laß dich erretten aus der Gefahr, darin du dich befindest! Die Gefahr ist grenzenlos. Wenn dir darum der Heilige Geist heute sagt: „Bekehre dich“, dann warte doch nicht mehr.

„Versetzt in das Reich seines lieben Sohnes.“

Es gibt wirklich ein Königreich Jesu. Hast du auch Anteil an diesem Reiche? In der Welt ist es zwar so, daß ich deutscher und zugleich auch französischer Untertan werden kann, aber ich kann nicht teilhaben an dem Himmelreiche und dabei noch unter dem Kommando des Satans stehen. Es ist eine Kluft befestigt zwischen dem Reich Jesu und dem Reich der Finsternis. Wer dem einen Reiche angehört, kann in dem andern nicht auch sein. Wer in das Reich Jesu versetzt sein will, muß mit allem, was der Finsternis angehört, gebrochen haben. Warum gibt es so viele alte unbekehrte Leute? Weil es jeden Tag schwerer wird, mit dem alten Leben zu

brechen. In der Jugend muß man kommen; dann kann man besser den Sprung über die trennende Kluft machen. O, der du noch jung, aber nicht im Reiche Gottes bist, schiebe es nicht auf, warte nicht länger, sondern komme jetzt. Sage nicht, ich will erst dies und das noch tun. Nein, laß alles liegen und komme jetzt.

Ich bin ein alter Soldat und dreißig Jahre Offizier gewesen. Ich weiß, was es heißt, versetzt zu werden. In meinem Dienst bin ich achtzehn Mal versetzt worden. Die bedeutendste war die Versetzung von Mainz nach Königsberg. Da galt es, in Mainz von Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Das Mobiliar mußte nachgesehen werden, ob es den Transport aushalten würde, usw. Ich mußte überhaupt mit allem brechen. Dann kam die lange Reise, und als ich in Königsberg ankam, wußte ich ganz genau: ich war nicht mehr in Mainz, sondern befand mich in Königsberg.

Aber meine wichtigste und für mich die am tiefsten eingreifende Versetzung war die aus dem Reiche der Finsternis in das Reich des Lichtes. Es ist eine ernste Sache, diese Versetzung. Man kann nicht in den Himmel hineinschlafen oder sich die Seligkeit gleich silbernen Löffeln als Patengeschenk in die Tasche stecken lassen. Das ist es nicht, daß man auf dem Sofa einen Bibelspruch — etwa den: „Wir sind allzumal Sünder“ — auswendig lernt und dann meint, nun in den Himmel zu kommen, dabei aber ruhig weiterschlämmt. Nein, man weiß es ganz genau, wenn man in das Reich Gottes gekommen ist; denn da sieht es ganz anders aus als in der Welt. In Königsberg sah es ganz anders aus als in Mainz. So weiß es jeder ganz genau, der da versetzt ist in das Reich des Lichts und die Vergebung der Sünden empfangen hat.

Und wer versetzt ist, der hat in Christo die Erlösung durch Sein Blut. Wo das Blut des Passahlammes an die Türschwelle gestrichen war, da ging der Engel vorüber, denn dort wohnte das Volk Gottes. Überall aber kehrte der Todesengel ein, wo das Haus nicht unter diesem Blutzeichen stand. Auch du gehst verloren, wenn du nicht unter das Blut gekommen bist. Das Blut des Lammes, das da erwürgt ward, scheidet uns von der Welt. In der Offenbarung Johannis lesen wir von einer großen Schar, welche aus großer Trübsal kam, die vor Gottes Thron steht. Und als gefragt wird: „Wer sind diese?“ da heißt es: „Das sind die, welche ihre Kleider helle gemacht haben in dem Blut des Lammes.“ Hast du dich auch durch das Blut reinigen lassen? Wenn ja, dann bist du versetzt, dann bist du ein Geretteter, du hast dann Großes erfahren.

Ich habe in meiner Arbeit unter den Trinkern nur ein Mittel, nämlich: „Das Blut Jesu.“ Ja, das Blut Jesu macht uns rein von aller Sünde. Wenn ich mit Trinkern rede, frage ich zu-

erst: „Hast du die Vergebung der Sünden?“ Dann bekomme ich meistens keine Antwort. Ich bin oft erstaunt über die Unkenntnis, welche die Leute in göttlichen Dingen haben, so daß man meint, man befände sich unter den Hottentotten und nicht unter Deutschen. Was nützt uns das Christentum und der Segen desselben, wenn wir nicht wiedergeboren sind? Streiten über das Abendmahl und Taufe kann uns nicht selig machen, auch nicht die guten Vorsätze zu guten Werken und besserem Lebenswandel. Wenn wir uns Gott nahen wollen, müssen wir ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Wir sollen ihm bekennen, daß wir rein gar nichts sind und nichts haben. Ohne Heiland sind wir vollständig bankrott. Wenn jemand 100 000 Mark Schulden hat und will darauf fünf Mark bezahlen, hat er dadurch etwas von seiner Schuld abgetragen? Nein, er ist gerade so bankrott wie vorher. So sind auch alle unsere Vorsätze und Werke nichts gegen die Größe unserer Schuld. Wenn jemand abends betrunken nach Hause gekommen ist und am anderen Morgen aufwachend einsieht, daß er kein Geld mehr hat, ja, daß ihm das Gesicht noch dabei zerschlagen ist, helfen ihm dann die Vorsätze zur Besserung über seine Sündenschuld hinweg? O nein, er muß erkennen, daß er vollständig bankrott ist, daß er zum Heilande kommen muß. Es gibt einst eine Generalprobe, und wenn du hier nicht bankrott vor Gott zusammengebrochen bist, dann wirst du dort als verloren zusammenbrechen.

Nicht wahr, meine Lieben, Geld imponiert den Menschen? Wer reich ist und einen großen Namen hat, der steht als Geehrter vor den Leuten. So soll alles großartig sein, es soll imponieren, und darum ist es manchem zu kleinlich, daß man nach Golgatha gehen muß, um sich dort die Erlösung zu erbitten. Ja, hätte der Herr sich auf dem Montblanc in den Tod gegeben, dann würde man eine Ehre darin finden, dort hinaufzusteigen, um die Vergebung zu holen. Aber nach dem Hügel Golgatha will so mancher nicht gehen, dort hinauf kann ja jedes Kind und jeder alte Mann kommen; das imponiert nicht genug. Und doch mußt du dahin, wenn du die Erlösung und die Quittung darüber haben willst. Ich will meine Quittung nur ausgeschrieben haben mit dem Blute des Lammes. So, mein Lieber, — Klarheit in unsre Verhältnisse! O denke daran, ob du tüchtig gemacht bist zu dem Erbteil der Heiligen im Licht, und ob du unter das Blut gekommen bist; du mußt es bestimmt wissen. Ja, der Herr stellt jedem darüber eine Quittung aus. Das Zeugnis des Heiligen Geistes ist die Quittung für unsere Seligkeit, keine Säure kann sie auslöschten. Hast du dieses Geisteszeugnis, dann hast du etwas Herrliches, den Handschein auf die ewige Seligkeit. Amen!

## Evangelische Allianz

Auf daß sie alle eines seien! Joh. 17, 21.

Es ist und bleibt eine Anfechtung, sowohl für die Christen wie für die Weltkinder, daß die Kirche des Herrn Jesus Christus so zerspalten und zersplittert ist. Wer die Gnade des Herrn erlebt, weiß sich verbunden mit allen, denen das gleiche Erlebnis geschenkt wurde. Die innere Einheit, die der Heilige Geist wirkt über die Grenzen der Sprache, der Rasse, der Konfession hinaus, drängt darauf, auch nach außen hin sich zu betätigen und so sichtbar zu werden. Die Evangelische Allianz, die in England alle diejenigen zusammenzuschließen versuchte, die das Evangelium von der freien Gnade Gottes in dem Herrn Jesus Christus bejahen, hat in Deutschland Eingang gefunden. Knobelsdorff gehörte sofort zu denen, die über die konfessionellen Schranken hinweg anderen Gläubigen die Hand reichten. Er war persönlich treues Mitglied der Landeskirche. Es ist ihm später öffentlich bezeugt worden, daß er regelmäßig die Gottesdienste in seiner Gemeinde besucht hat. Er gehörte zur Matthäikirche in Berlin. Da hatte er es gut getroffen. Denn von ihrer Kanzel wurde das Evangelium rein und lauter verkündigt. Wäre es anders gewesen, dann hätte die landeskirchliche Besinnung Knobelsdorffs wohl eine zu starke Belastung erfahren. Denn an das Evangelium ließ er nicht rühren, und mit denen, die es verfälschten oder verwässerten, wollte er nichts zu tun haben. Dagegen bedeutete es ihm wenig, hinter welchem Kirchenzaun der andere wohnte. Wurde er mit einem Fremden bekanntgemacht, dann erkundigte er sich wohl: „Ist es ein Bruder?“ Wurde dies bejaht, dann war sogleich die innere Verbindung und großes Vertrauen da. Er hat mit Lutheranern herzliche Gemeinschaft ge-

pflegt. Mit Reformierten war er innig verbunden. Der Methodistenprediger Gebhardt, der bekannte Evangeliums-  
sänger, war sein Freund. Major Junker von der Heils-  
armee ging bei ihm aus und ein. Der Dienst, den er den  
Opfern des Trunkes leistete, geschah ganz ohne Rücksicht  
auf die Konfession. Kamen Katholiken zu ihm, so hat er  
ihnen ebenso gedient wie den Gliedern seiner Kirche. Es  
ging ihm ja lediglich darum, Seelen von den Ketten  
ihres Lasters zu befreien, indem er sie dem Herrn Jesus  
Christus zuführte. Das Reich Gottes war der Umkreis,  
in dem er sich bewegte und für den er arbeitete. Das  
Blaue Kreuz galt ihm als Reichssache. Er stellte sich  
darin ganz auf die Heilige Schrift und arbeitete, als  
wenn die spätere kirchengeschichtliche Entwicklung über-  
haupt nicht eingetreten wäre. Es tat ihm leid, zu beob-  
achten, daß Vertreter des Luthertums lieber mit denen  
Gemeinschaft hatten, die denselben Katechismus lasen,  
als mit denen, die durch den Heiligen Geist wiedergeboren  
und Brüder in dem Herrn Jesus Christus waren. Er  
konnte es nicht verhindern, daß die lutherischen Freunde des  
Blauen Kreuzes an seiner Allianzgesinnung Anstoß nah-  
men, aber er ließ sich davon nicht abbringen. Das Blaue  
Kreuz sollte nicht konfessionelle Schranken haben, sondern  
Reichssache sein. Daher blieb das Blaue Kreuz, soweit  
es unter seiner Leitung stand, kirchlich neutral. Die Folge  
davon war, daß sich daneben in verschiedenen Landes-  
kirchen ein kirchliches Blaues Kreuz bildete. Das konnte  
ihn nicht irre machen. Man mußte dann nach dem alten  
Grundsatz verfahren: Getrennt marschieren und vereint  
schlagen. Im übrigen verkannte Knobelsdorff die Wirk-  
lichkeit durchaus nicht. Als er mit der Arbeit anfang,  
schrieb er, sie müsse getrennt von den Methodisten aufge-

nommen werden. Denn sonst würde man sich den Zugang zu weiten Kreisen verbauen.

Die Besinnung der Brüderlichkeit, die von der Evangelischen Allianz gepflegt wird, ließ ihn bei den Gemeinschaftsabenden in seinem Hause die größte Weitherzigkeit beobachten. Die führenden Männer und Frauen in den Berliner Gemeinschaftskreisen kamen abwechselnd in den verschiedenen Häusern zusammen. Wenn die Einladung von dem Ehepaar Knobelsdorff ausging, dann durfte man erwarten, eine kirchlich gemischte Gesellschaft zu finden. Da konnte man den berühmten Gründer der China-Inland-Mission, Hudson Taylor, begrüßen oder den Vorsitzenden der Gnadauer Konferenz, Graf Pückler, oder den Leiter des Christlichen Vereins Junger Männer, von Rothkirch, oder Offiziere der Heilsarmee. Sie waren alle willkommen und mußten dazu beitragen, der Versammlung geistlichen Segen zu vermitteln. Der Gastgeber selber ließ es auch nicht an sich fehlen. Ihm wurde immer ein Wort gegeben, das sich den Gästen einprägte. Dieselben Räume waren ein andermal bestimmt, die Brüder vom Blauen Kreuz aus allen Schichten der Bevölkerung und den verschiedenen Kirchengemeinden und Gemeinschaften aufzunehmen. Gerade so zeigte sich die wahre Brüderlichkeit, die von der Evangelischen Allianz gefordert und gefördert wird. In seiner anschaulichen Weise hat er einmal auf einer großen Konferenz die brüderliche Besinnung unter das Wort des Heilands Matth. 5, 41 gestellt: „So dich jemand nötigt e i n e Meile, so gehe mit ihm zwei.“

„Wie steht es mit unserer Geselligkeit? Wenn ich Gäste aus den oberen Zehntausend einlade, Bernstorff, Rothkirch, Pückler usw., dann ist das die erste Meile. Aber wenn ich die Stuben austräume und lade Blaukreuzler ein, so viele wie hereingehen, dann ist es schon etwas anderes. Wenn wir unser Leben prüfen, ach, dann be-

finden wir uns noch auf der ersten Meile, und — wir gehören auf die zweite Meile. Mag die Welt auch sagen: das ist übertrieben — wir gehören auf die zweite Meile.“

Überall, wo Kinder Gottes, Brüder und Schwestern in dem Herrn Jesu Christi, zusammenkamen, da zog es Knobelsdorff hin. Deswegen fuhr er zur Gnadauer Gemeinschaftskonferenz. Deswegen nahm er an den großen Versammlungen auf Zersteegenruh, der Stätte, wo sich die Gemeinschaftsleute vom Rheinland und Westfalen zusammefanden, gerne teil. In die engste Verbindung kam er mit der Blankenburger Konferenz. Er hat es später ganz offen gesagt, daß er zuerst Bedenken gegen die Blankenburger Allianz-Konferenz gehabt habe. Es gab schon längere Zeit einen deutschen Zweig der Evangelischen Allianz mit verschiedenen Einzelverbänden. Dann hat Fräulein von Weling in Blankenburg (Thüringen) eine neue Allianzkonferenz begründet. Sie stand mit England in persönlicher Verbindung und lud englische Redner nach Blankenburg ein. Der Kreis, der sich dort versammelte, war zunächst sehr klein, aber er wuchs. Knobelsdorff hatte gemeint, diese neue Gründung sei neben dem deutschen Zweig der Evangelischen Allianz überflüssig. Er ließ sich aber überzeugen, daß nach Blankenburg gläubige Christen aus den Ländern des Ostens kamen, in denen es keine Evangelische Allianz gab. So war das die Sonderaufgabe der Blankenburger Allianz-Konferenz, diesen außerdeutschen Brüdern und Schwestern Gelegenheit zur inneren Stärkung und Belebung zu geben. Blankenburg aber wurde immer mehr für ganz Deutschland ein Sammelpunkt der Freunde der Evangelischen Allianz, und Knobelsdorff nahm regelmäßig daran teil und wurde bei seiner besonderen Begabung auch zu ihrer Leitung berufen. Er hat Blankenburg dann die

Treue bis zuletzt gehalten. Als schwerkranker Mann hat er noch im letzten Lebensjahr an den Beratungen zur Vorbereitung der Konferenz teilgenommen, ja sogar, wunderbar gestärkt, die Leitung ausgeübt. Ihm war nirgends so wohl als unter Brüdern und Schwestern, wie sie sich dort aus allerlei Volk und den verschiedensten Ländern zusammenfanden. Immer kam es ihm darauf an, die Gnade des Herrn Jesus Christus zu preisen und anderen Seelen den Weg zu ihm zu öffnen. Wir hören ein Beispiel davon:

„Vor einigen Wochen forderte ich einen Verwandten auf, nach Blankenburg zu kommen. Er sagte: „Ach, es wird schon so viel geredet; ich weiß nicht, wozu das noch sein soll.“ Da er gleich fort mußte, konnte ich ihm nicht die entsprechende Antwort geben, aber ich schrieb von hier aus an ihn: „Komm hierher!“ Jawohl, in Blankenburg wird geredet. Und das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da errettet und uns Heil bringt, allen, die daran glauben. In der Trinkersache des Blauen Kreuzes sind in Deutschland 2000 Menschen (das war im Jahr 1900) aus der grausamen Grube herausgeredet worden. Ein berühmter Professor der Naturwissenschaft in Basel, der sich — äußerlich — mit der Alkoholgeschichte abgibt, sagte: „Ich verstehe es auch nicht, aber das eine merke ich: bei Euch sind Kräfte, denn wo Wirkung ist, da muß auch Kraft sein.“ Ich denke, in diesen Tagen wird man etwas von der Wirkung merken, indem Leute vom Tode zum Leben hindurchdringen. Der Unterschied zwischen Welt und Reich Gottes kann nicht anders bezeichnet werden, als Tod — Leben.“

Knobelsdorff war auf Grund seiner eigenen Erfahrung ganz davon durchdrungen, daß der Herr Jesus Christus die Seinen hält. Er wurde nicht müde, davon zu erzählen, welche Erfahrungen er in seiner Arbeit gesammelt hatte. Er wollte allen, die seine Brüder und Schwestern waren, Anteil geben an der Freude über die Liebe und Kraft des Herrn Jesus Christus und den anderen Mut machen, auf den Heiland zu vertrauen. Die Evangelische Allianz sollte nach seiner Meinung nicht nur ein äußerer Zusammenschluß, sondern ein inneres Band sein, das durch den

Heiligen Geist zustandekommt. Daß sie gelegentlich auch bestimmte Aufgaben nach außen in Angriff genommen hatte, wußte er, zum Beispiel die Fürsprache für die unterdrückten Evangelischen in Spanien. Er selber hat einmal teilgenommen an einer Vertretung der Evangelischen Allianz. Bei einem Jubiläum des Osterreichischen Kaisers Franz Joseph wurde er auf der Kaiserlichen Hofburg mit drei anderen Vertretern der Internationalen Evangelischen Allianz empfangen. Der alte Kaiser fragte sie, was denn die Evangelische Allianz eigentlich wolle. Der Schweizer Vertreter gab die Antwort: „Sie will alle diejenigen vereinigen, die den Herrn Jesus liebhaben.“ Der greise Kaiser sah einen Augenblick zur Erde und sagte dann feierlich: „Das ist ein schöner Zweck, da der Unglaube allerorts so frech sein Haupt erhebt.“ Die Antwort des Schweizer Vertreters war gut und ganz aus Knobelsdorffs Herzen gesprochen. So sah er die Sache an, wenn sie auch geschichtlich nicht ganz richtig war. Denn wir wissen, daß die Evangelische Allianz ein Zusammenschluß der Evangelischen aus allen Kirchen und Gemeinschaften gegen das Vordringen des rein irdischen Sinnes und des offenen Unglaubens ist. Sie ist in der That ein Bund aller derjenigen, die den Herrn Jesus liebhaben.

## Die Quelle der Kraft!

So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Joh. 15, 7.

Vom Worte Gottes und vom Gebet nährte sich das innere Leben des rastlosen Arbeiters für das Reich Gottes. Knobelsdorff hielt darauf, an jedem Tage sich in Gottes Wort vertiefen zu können. Seine Bibel-

kenntnis des Alten wie des Neuen Testaments war sehr groß. Er wußte für alle möglichen Gelegenheiten das passende Bibelwort anzuführen. Vor den Versammlungen hat er sich stets durch Gottes Wort und Gebet vorbereitet. Er durfte mit Recht sagen, dies oder jenes Wort sei ihm vom Herrn gegeben. Worte, die vielfach einfach überlesen werden, ohne daß man eine innere Beziehung zu ihnen fand, wurden ihm lebendig. Als Beispiel dafür sei hier angeführt 1. Mose 11, 31. Dort heißt es: „Dahin nahm Tharah seinen Sohn Abram und Lot, seines Sohnes Harans Sohn, und seine Schwiegertochter Sarai, seines Sohnes Abrams Weib, und führte sie von Ur aus Chaldäa, daß er ins Land Kanaan zöge; und sie kamen gen Haran und wohnten daselbst.“ Daraus entnahm Knobelsdorff die Anwendung, daß Tharah auf halbem Wege zurückgeblieben sei und nicht nach Kanaan gelangte. Er zog daraus die Schlußfolgerung: Nur nicht auf halbem Wege zurückbleiben! Nur keine Halbheiten, sondern voller Entschiedenheit den Weg nach dem himmlischen Kanaan bis zum Ziele weitergehen!

Die heilige Schrift war Knobelsdorffs teuerstes Kleinod. Er umfaßte sie mit entschlossenem Glauben und schreckte vor keiner Schwierigkeit dabei zurück. Er ließ sie unmittelbar zu sich reden. Geschichtliches Verständnis lag ihm fern. Er sprach es auch offen aus, daß ein alter Offizier anders redet und denkt wie ein Pfarrer, der in seiner Jugend Theologie studiert hat. Die Heilige Schrift war ihm ein Ganzes und darum überall gleich wertvoll. Wenn er mit jemandem zu tun hatte, der einen Abschnitt oder eine Stelle des Alten Testaments für weniger wertvoll erklärte, jedenfalls nicht als Gottes Wort anerkennen wollte, so wehrte er sich da-

gegen. Er nahm seine Bibel und zeigte, daß aus dem Einband auch entsprechende Stellen des Neuen Testaments herausfallen würden, wenn man im Alten Testament etliche Blätter entferne. Also nehme man das 3. Buch Mose heraus, dann falle im Neuen Testament der Hebräerbrief weg. Das stimmte freilich weder vom Standpunkte des Buchbinders aus, noch von der geschichtlichen Betrachtung der Heiligen Schrift. Hier war die Schranke der mechanischen Inspirationslehre, die den Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament verkennet. So konnte er auch eine Stelle wie 3. Mose 10, 9, 10, unmittelbar auf die Verkündiger des Evangeliums anwenden. Da steht: „Du (Aaron) und deine Söhne mit dir, sollt keinen Wein noch starke Getränke trinken, wenn ihr in die Hütte des Stifts geht, auf daß ihr nicht sterbet. Das sei ein ewiges Recht allen euren Nachkommen, auf daß ihr könnet unterscheiden, was heilig und unheilig, was unrein und rein ist.“ Das machte gelegentlich auf einen Pfarrer einen tiefen Eindruck, übersah aber doch den Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament, zwischen Mose und Christus. Der Heiland hat nun einmal unmißverständlich ausgesprochen: „Was in den Mund ingehet, verunreinigt den Menschen nicht.“ Die Anwendung Knobelsdorffs hing bei dieser Stelle offenbar zusammen mit seinem besonderen Beruf, die Gefahren des Alkohols zu schildern und ihnen entgegenzuwirken.

Im übrigen aber hat er sehr wohl den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium verstanden und sich von falscher Gesetzhlichkeit ferngehalten. Wo er darauf zu sprechen kam, hat er stets mit voller Entschiedenheit die evangelische Gebundenheit an den Herrn Jesus Christus gegenüber der jüdischen Gesetzhlichkeit vertreten.

Seine Hörer werden sicherlich das Gleichnis, das er gelegentlich zur Schilderung dieses Unterschiedes gebrauchte, nie wieder vergessen haben. Es war bei einer großen Versammlung in Zerfsteegenruh, wo er unter anderem ausführte:

„Als ich von Berlin abreiste, war dort gerade Hundesperre. Da war ein toller Hund gewesen, — und nun wurden 10 000 Hunde an der Leine geschleppt. O, das unglückliche Gesicht der Hunde, die an der Strippe geführt wurden! Es sagt ganz deutlich: Es ist doch eine elende Wirtschaft, wenn man so gebunden ist! Geradeso geht es den Menschen, die unter dem Gesez stehen. Das ist auch ein unglücklicher Zustand dabei. O, wie glücklich ist so ein Hund, der frei umherläuft! Und er folgt darum seinem Herrn nicht schlechter. Nein, seine Augen suchen sofort seinen Herrn. Er behält ihn immer im Auge. O, wir wollen nicht so angebundene Leute sein. Wir stehen nicht mehr unterm Gesez. Die Gnade herrscht zum ewigen Leben, Leben wird erhalten durch fortlaufende und zuströmende Gnade. Wenn wir unter der Sünde sind, dann sind Todeskräfte da, aber unter der Gnade stehen wir unter fortwährenden Lebenszuflüssen.“

Aus seiner eigenen Lebenserfahrung heraus kannte er diesen Unterschied zwischen Gesez und Gnade, zwischen Altem und Neuem Testament. Aber wenn es sich um eine geschichtliche Frage handelte, galt ihm auch jedes Wort des Alten Testaments als irrtumslos. Er war auch da, wie in seinem ganzen Leben, radikal.

So erzählt einer seiner Mitschüler auf der Chrishona, daß man sich über das prophetische Buch Jona unterhalten habe. Die Meinungen gingen auseinander. Die einen meinten, daß es sich um ein Lehrgedicht handle, das an die Person des Propheten Jona anknüpfte, um die Allgemeinheit der göttlichen Gnade zu bezeugen. Bei einem solchen Gedicht sei es zu begreifen, daß man Jona drei Tage im Bauche eines Fisches habe leben lassen. Aber für Knobelsdorff handelte es sich um eine Tatsache, und er verstieg sich zu der Äußerung: „Wenn in der Bibel

stünde, Gott habe Jona von einer Sardelle verschlingen lassen, so würde ich es glauben.“ Das sah ihm ähnlich. Aber wir möchten wünschen, daß alle, die dies für einen versteigerten und unhaltbaren Standpunkt ansehen, sich mit dem gleichen Eifer in die Heilige Schrift versenkten und von der Heiligen Schrift nährten, wie Knobelsdorff das getan hat, seitdem ihm der Herr die Augen geöffnet hatte.

Er hat die Heilige Schrift nicht bloß gelesen, um sie zu kennen und sie praktisch für das eigene Leben und für den Dienst an anderen zu verwerten. Er hat sie mit Gebet gelesen. Erst dadurch wurde sie vollends zur Quelle der Kraft. Das Gebet war ihm der Schlüssel zur Bibel. Aber es war auch der Schlüssel zum Herzen Gottes. Knobelsdorff war ein Gebetsmensch. Das konnten ihm seine Hausgenossen bezeugen. Das merkten alle, die mit ihm je zusammen arbeiteten. Bekam er einen wichtigen Brief, der eine Entscheidung forderte oder Teilnahme erweckte, dann rief er seine Frau, sie sollte gemeinsam mit ihm die Sache dem Herrn vortragen. War die Frau nicht zugegen, dann mußte die getreue Paula, die Hausgehilfin, an ihre Stelle treten. Ergreifend ist es, zu lesen, was er bei einem Schlaganfall seiner Frau getan hat, die er so innig liebte. Man befürchtete, daß sie nicht wieder erwachen könnte und schon auf dem Wege in die Ewigkeit sei. Da rief er die getreue Paula, daß sie mit ihm das Siegeslied anstimmte:

Kommt ihr dann hin zu dem finsternen Tal,  
O, so sprecht jubelnd zuletzt:  
„Nun geht's zur Herrlichkeit, freut euch zumal,  
Jesus errettet mich jetzt!“

Auch in diesem Augenblick des tiefsten Schmerzes wollte er Gott preisen. Der Herr hat ihm aber seine

Gattin wiedergeschenkt.

Für seine Versammlungen hat er im eigenen Gebet die beste Vorbereitung gesehen und ebenso die Freunde, die ihn riefen, aufgefordert, diese Vorbereitung nicht zu versäumen. Kam er dann an den fremden Ort, so sah er sich bald nach Brüdern und Schwestern um, mit denen er beten konnte, daß die Versammlung zur Ehre des Herrn gereichen möge. Er pflegte dann wohl zu sagen: „So, nun haben wir den Herrn auf unserer Seite, nun können wir getrost in die Versammlung gehen.“ Betet viel! So steht in vielen Briefen von ihm zu lesen. Ob es sich nun um eine grundsätzliche Entscheidung oder um die Überwindung von Widerständen oder um die Leitung einer Versammlung oder um die Behebung einer Krankheit handelte, immer sollte der Herr Jesus Christus, der große Helfer in aller Not, angerufen werden. Auf das Gebet zu ihm legte er allen Nachdruck. Den allmächtigen Gott können auch Türken und Juden und Heiden anrufen, aber das Gebet zu dem Herrn Jesus Christus ist allein Sache der gläubigen Christen. Davon sollten sie eifrig Gebrauch machen.

Knobelsdorff wußte sehr wohl, wie sich auch in das Gebet, das scheinbar rein geistlich sei, doch die Selbstsucht leicht hineinmischen kann. Eltern beten etwa um die Bekehrung eines Sohnes, aber nicht zu dem Zweck, daß er nun sein Leben dem Herrn Jesus Christus weihe, sondern, daß er aufhöre Schulden zu machen, und so die Eltern von arger Verlegenheit befreie.

Er wußte ebensogut, daß die gewöhnlichen Gebete von Weltmenschen durchaus keine Verheißung haben. Er erzählt:

„Ich sprach mit einem jungen Offizier. Nachdem ich ihn zunächst nach seinem Dienst usw. gefragt hatte, sagte ich endlich ge-

radezu: ‚Sage mal, betest Du?‘ Da wurde er etwas verlegen. Ich fragte ihn nochmals: ‚Was hältst Du vom Beten?‘ Er sagte: ‚Wenn ich es geradeaus sagen soll, ich bin immer auf meine Gebete hereingefallen. ‚So‘, sagte ich, ‚Du denkst wohl, Gott siehe Dir zur Verfügung wie Dein Bursche? Du klingelst, dann kommt der Bursche: ich möchte ein Glas Bier haben. Es dauert ein paar Minuten, dann steht es da. So machst Du es auch mit Gott. Ich brauche heute abend 100 Mark, um mich zu amüsieren, und nun denkst Du, jetzt müsse Gott Dir sofort das Geld geben. Nein, solche Bitte kann Gott nie erhören.‘“

Das war nun freilich stark aufgetragen, aber es war deutlich. Ein andermal hat er Gott nicht mit einem Offiziersburschen, sondern mit einem Schokoladenautomaten verglichen und gewarnt: „Du denkst, daß der Automat dir Schokolade herausgibt, wenn du deinen Groschen hineingesteckt hast. So siehst du dein Gebet an. Aber damit verunehrst du Gott.“ In unseren Gebeten müssen wir uns immer vergegenwärtigen, daß wir mit Gott reden. Unsere Gebete müssen aus tiefstem Herzen kommen. Unser Beten muß uns heiliger Ernst sein. Ein gemaltes Feuer wärmt nicht, ebensowenig ein kaltes Gebet. Kalte Gebete erfrieren im kalten Weltall, ehe sie zum Himmel kommen. Zum Gebet im Kämmerlein muß kommen das Gebet in Gemeinschaft. Hast du nur ein Kämmerlein und übst nicht gemeinsames Gebet mit anderen Gläubigen, dann ist das nicht in der Ordnung. Die erste Gemeinde blieb beständig im Gebet. Alles Halbe ist des Herrn nicht würdig, der dich ganz erlöst hat. So und ähnlich hat er es bezeugt. Wort Gottes und Gebet waren die Quelle der Kraft für das Leben Knobeltdorfss. Weil er so eifrig war in der Bitte um die Hilfe, um den Sieg des Herrn, darum floß er auch über von Lob und Dank für jede gnädige Erfahrung, die ihm Gott schenkte. Jede Verpflichtung zur Enthalttsamkeit, die infolge eines seiner

Vorträge zustandekam, war ihm ein Sieg des Herrn. Für jede wirkliche Rettung eines Trinkers konnte er Gott preisen. Der Herr Jesus Christus war ihm der volle Erlöser. Wie er in seinen Erdentagen Menschen von der Sklaverei der Sünde befreit und zu neuem Leben mit Gott geführt hat, so hat er es bis auf den heutigen Tag getan, und Knobelsdorff machte reiche Erfahrungen davon. Der Heiland hat aber auch in Leibesnot geholfen und seine Jünger beauftragt, das gleiche zu tun. So sah Knobelsdorff dann den Heiland auch als den Arzt seines Leibes an. Das alttestamentliche Schriftwort: „Ich bin der Herr, dein Arzt“, nahm er als persönliche Verheißung im Glauben für sich in Anspruch. Er hat daraus kein Geseß für andere gemacht. Er selbst aber war der Überzeugung, daß Gott ihn so geführt habe, keinen Arzt zu gebrauchen, sondern alles von ihm zu erwarten. Er wollte keinen anderen Knecht richten, der einen Arzt gebrauchte. Er ließ sich aber auch durch das Zureden seiner Freunde nicht beirren. Einmal hat er bei einem Sprung während eines Aufenthaltes in Thüringen sich eine Verstauchung zugezogen. Vielleicht war es sogar ein Bruch. Aber er ließ keinen Arzt kommen, wohl aber hat er seine Freunde aufgefordert: „Betet für mein Bein!“ Der Unfall hat ihn lange geplagt, erst nach zwei Jahren war alles wieder in Ordnung. Aber er nahm alle Hemmungen dann auch aus der Hand Gottes und war fröhlich in seinem Herrn. Das Gebet des Glaubens hat ihn bei verschiedenen Krankheitsfällen wieder aufgerichtet. Die Quelle der Kraft hat sich ihm bewährt. Es liegt uns fern, nachträglich über ihn richten zu wollen. Vielmehr müssen wir seine Entschiedenheit und Folgerichtigkeit auch darin erkennen, daß er nicht nur die ärztliche Hilfe ab-

lehnte, sondern auch Hausmittel, die ihm von Freunden empfohlen wurden. Bis zum Ende hat er freilich seinen Standpunkt nicht durchgeführt. Zur Erholung von einer Lungenentzündung reiste er auf Wunsch seiner Frau mit ihr nach dem Süden, nach Rom und Capri, und fand dort die erhoffte Kräftigung. Das hätte natürlich ebenso gut ein Arzt verordnen können. Luftveränderung ist auch ein ärztliches Hilfsmittel zur Genesung. Das hat er damals nicht durchschaut; wenn es ihm klar gewesen wäre, dann hätte er sicherlich auch darauf verzichtet. Denn er war ein Mann vollster Entschiedenheit und hat die Stärke seines Glaubens oft bewiesen, ein Werkzeug Gottes zur Rettung vieler, ein lebendiger Beweis, daß die Quelle der Kraft noch heute fließt wie in den ersten Tagen der Christenheit.

## Durch den langen Tunnel

So ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr  
mein Licht. Micha 7, 8.

Obersileutnant von Knobelsdorff ist nicht ganz 65 Jahre alt geworden. Er hat sich im Dienst des himmlischen Königs aufgezehrt. Seine Reisetätigkeit nahm ihn ganz außerordentlich in Anspruch. Er schonte sich nicht und hat oft schwere Erkältungen mit nach Hause gebracht. Auch Lungenentzündung hat er sich geholt. Kaum genesen, ging er wieder an die Arbeit und auf die Reise. Seine Frau hat sehr darunter gelitten. Jahrelang war er stets, auch nachts, dritter Klasse gereist; dann hat er der Frau nachgegeben und die zweite Klasse benutzt. Dann hat sie ihm das Versprechen abgenommen, daß er vom 65. Lebensjahr an nur noch erster Klasse fahren werde. Aber das hat er nicht mehr erlebt. Auf einer Reise ins Elsaß

im März 1903, wo er von Ort zu Ort fuhr, um dem Blauen Kreuz Bahn zu machen, stellte sich das Übel ein, das zunächst seine Kraft verzehrt hat. Er konnte nicht mehr schlafen. Das ließ sich eine Weile ertragen, schwächte ihn aber doch mehr und mehr. Dann stellten sich noch schlimmere körperliche Beschwerden ein. Er konnte nicht mehr arbeiten wie er wollte, lehnte aber nach wie vor die ärztliche Hilfe ab. Einmal hat ihn auf Ersuchen seiner Freunde ein Arzt besucht, um einen Eindruck von diesem Zustand zu erhalten. Aber der Kranke hat ihm dann einen Brief geschrieben und ihn gebeten, nicht mehr wiederzukommen. Er befürchtete, daß es noch darauf hinauslaufen würde, ihn seiner Überzeugung zu entfremden, daß der Herr Jesus Christus sein einziger Arzt sei. So hat sich die Krankheit lange hingezogen. Er blieb aber mit seinen Freunden in dauerndem schriftlichen Verkehr. Es ist viel für ihn gebetet worden. Er hat sich auch nach Jakobus 5 behandeln lassen, wurde mit Öl gesalbt, erhielt Handauflegung unter ernstlicher Fürbitte. Vorübergehende Besserung trat ein, er konnte auch gelegentlich noch mit dem Worte dienen. Er selber beschrieb seinen Zustand so: „Mein Weg geht durch einen langen Tunnel, der Herr ist mir aber nahe.“ Hat man ihn oft bewundert wegen seiner unermüdblichen Tätigkeit und seiner willensstarken Haltung gegenüber allen Schwierigkeiten, so war jetzt ebensoviel oder noch mehr Ursache da, seine Geduld im Leiden zu bewundern. Als Schwerkranker fuhr er, wie schon oben erwähnt, zur Konferenz nach Blankenburg und schrieb dazu nachher: „Der Herr gab mir die Kraft, mich nach Blankenburg zu schleppen.“ Der Brief schließt trotz des schlaflosen Zustandes: „Mir ist wohl, mir ist wohl in dem Herrn.“ Als sich

später die Herzkrankheit einstellte, schreibt er: „Mein Herz ist noch immer recht geschwollen, ich bin aber dem Herrn für sein Erbarmen sehr dankbar.“ Etwas später schreibt er: „Meine Stellung ist treffend ausgedrückt in dem Verse: „Will er, daß mein Schaffen soll enden, so ruh ich auf sein Geheiß.“ „Der Herr gab täglich reichlich Überwinderkräfte.“ Wieder später: „Durch das geschwollene Herz ist mein ganzer Oberleib bei der kleinsten Bewegung schmerzhaft; aber Röm. 8, 37: „In dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat.“ Etwas später: „Ich bin körperlich recht schwach und matt. Doch wenn auch die Wassermoggen brausen, der Herr ist größer in der Höhe.“ Wie sehr er an seiner Arbeit hing, zeigt, daß er zwei Monate vor seinem Ende, als es ihm etwas besser zu gehen schien, noch einmal seine Blaukreuzler — mehr als 80 — in seine Wohnung zum Kaffee lud. Wahrscheinlich ein großes Opfer und starke Selbstverleugnung.

Seine Frau hat ihn auf dem Wege durch den langen Tunnel treu gepflegt. Sie gönnte sich selbst keine Ruhe. Mit großer Dankbarkeit hat er es anerkannt. Er sagte einmal:

„Es geht mir wie dem französischen General Lafayette, der in seinem Gefängnis durch die vor dem Türloch stehende Wache in jedem Augenblick beobachtet wurde. So werde auch ich in jedem Augenblick stark beobachtet. Bei der geringsten Bewegung richtet sich sofort ein Kopf hoch und zwei Augen sehen auf mich.“

So schildert er die Treue seiner Frau. Man sieht, daß ihn auch in seiner Schwachheit der Humor nicht verließ. Nie hat er geklagt, vielmehr bezeugt: „Es ist Liebe, es ist unser Weg, den wir gehen müssen: Der Herr will mich heiligen.“

Seit Dezember des Jahres 1903 stand es ihm fest, daß die Krankheit ihn dem Ende zuführe. Er ließ ausdrücklich seinen Freunden mitteilen, daß sie nicht mehr für seine Genesung beten sollten, sondern um Erleichterung der Schmerzen und Erquickung durch die Gnadennähe des Herrn. „Gib dich keiner Täuschung hin“, sagte er seiner Frau, „ich bin auf der Heimreise.“ Sie mußte es ja auch sehen und schrieb Ende Dezember: „Ich kann nur sagen, daß er der Herrlichkeit entgegeneilt. Der Verfall ist von Tag zu Tag größer. Beten Sie für mich um Ergebung. Diesen edlen, treuen, liebevollen Mann herzugeben, wird mir namenlos schwer. Mein Herz blutet, wenn ich auch weiß: Gottes Weg ist und bleibt vollkommen.“ Das Letzte, was er geschrieben hat, waren Dankesworte an seine Frau. Die treue Paula mußte ihm das Buch halten. Dann schrieb er mit zitternder Hand auf einen Briefbogen: „Das erste, was ich im neuen Jahre schreibe, soll Dir, Engelsfrau, gelten und Dir sagen, wie gerührt ich bin über Deine hingebende treue Pflege. Der Herr segne Dich dafür.“ Zehn Tage vor seinem Ende erhielt er noch Besuch von dem Bundesagenten des Blauen Kreuzes aus Barmen, Br. Dietrich Göbel. Der schrieb davon:

„Ich kann nicht beschreiben, welch eine Jammergestalt aus dem früher so stattlichen Manne geworden ist. Er ist bis zur Unkenntlichkeit abgemagert und hängt nur noch so in seinem Sessel. An allen Teilen des Körpers hat er die ärgsten Schmerzen, die er aber mit wunderbarer Geduld trägt. In diesen Tagen des furchtbaren Leidens zeigt sich erst recht sein starker Glaube und seine große Liebe zum Herrn und zu des Herrn Werk.“

Am letzten Tage sagte er zu den Seinen: „Jesus starb für mich. Das ist so einfach.“ Eins seiner letzten Worte war: „Mit meinen Sünden hab ich

gar nichts mehr zu tun, die hat der Herr alle in das Meer geworfen.“ In der letzten Nacht, zweieinhalb Stunden vor seinem Ende, betete er noch laut, und seine letzten Worte waren: „Herr, segne meine gute, treue Frau“. Von da ab schlief er. In dem gleichen Sessel, in dem einst sein Vater seine Seele ausgehaucht hatte, ist er sitzend in die Ewigkeit hinübergeschlummert. Es war am 24. Januar 1903. Ein reiches Leben war beendet. Der Tunnel des Leidens war lang, aber nun war er im ewigen Licht angekommen.

Bei der Leichenfeier im Hause und bei der Beerdigung auf dem Garnisonfriedhof an der Hasenheide in Berlin sind viele gute Worte zu Ehren des Herrn gesprochen worden, der sich in dem Leben des Entschlafenen verherrlicht hat. Er hatte selbst einmal seinem Freunde als Schriftwort für die Grabrede empfohlen: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.“ Röm. 5, 20. Das war eine gute Überschrift über sein Leben.

Die Gnade hat ihn aus der Sünden knechtschaft gerettet und zur Heilsgewißheit geführt. Sie hat ihm ein neues sieghaftes Leben geschenkt und erhalten.

Die Gnade hat ihm die Freudigkeit zu Bekenntnis und Zeugnis verliehen und seinem Worte offene Türen gegeben.

Die Gnade hat ihn zum Bahnbrecher und Herold des Blauen Kreuzes ausgerüstet und als Werkzeug erkoren, um Tausenden von hoffnungslosen Trinkern den Weg zur Rettung zu weisen.

Die Gnade hat ihn durchgebracht bis zum seligen Ende. Auf seinem Grabstein ist zu lesen 2. Tim. 4, 8:

Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.

## Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

- Bd. 1 **Bodelschwingh** Ein Lebensbild für unsere Zeit.  
Von Pastor Ernst Senf. (14. – 23. Tsd.) 80 S.
- Bd. 2 **Pastor Wilhelm Busch** Ein fröhlicher Christ.  
(21. – 30. Tsd.) 76 S.
- Bd. 3 **Johann Christoph Blumhardt**  
Von Alo Münch (11. – 20. Tsd.) 96 S.
- Bd. 4 **Carl Hilty** Ein Freund Gottes.  
Von Dr. Friedrich Seebaß. 76 S.
- Bd. 5 **Samuel Keller** Gottes Werk und Werkzeug.  
Von Pastor E. Bunke. (2. Aufl.) 87 S.
- Bd. 6 **Was ich mit Jesus erlebte**  
Von Marg. Wurm v. Hink (22. – 31. T.) 80 S.
- Bd. 7/8 **Matthias Claudius** Der Wandäbeker Bote.  
Von Dr. Friedrich Seebaß. 120 S.
- Bd. 9/10 **Mathilda Wrede** Die Freundin der Gefangenen und Armen.  
Von Dr. Friedrich Seebaß. 120 S.
- Bd. 11 **Heinrich Jung-Stilling** Wanderer an Gottes Hand.  
Nach Marg. Spölin. 80 S.
- Bd. 12/13 **Paul Gerhardt** Der Sänger der evangelischen Christenheit.  
Von Dr. Friedrich Seebaß. ca. 120 S.
- Bd. 14/15 **Johann Sebastian Bach**  
Von Dr. Friedrich Seebaß. ca. 120 S.
- Bd. 16/17 **Pastor D. Otto Funke**  
Von Pfarrer A. Pagel. ca. 120 S.
- Bd. 18/19 **Toyohiko Kagawa** Der Samurai Jesu Christi.  
Von Carl Heinz Kurz. ca. 120 S.
- Bd. 20 **Curt von Knobelsdorff** Der Herold des Blauen Kreuzes.  
Von Pastor E. Bunke. 80 S.

Weitere empfehlenswerte Blaukreuz=Schriften:

**1. „Kaufen Sie sich Ihre Ärschen selbst“**

Ein unglücklicher Trinker findet auf sonderliche Weise den Weg in die Freiheit, und eine Wirtsfrau muß dazu mithelfen

24 Seiten DM. 0,40

**2. „Ein Stück aus Grete Schölers Lebensgeschichte“**

Ein junges Mädchen wird durch seine Liebe und manchen Verzicht seinem trunksüchtigen Vater zum Wegweiser in ein neues Leben und findet endlich selbst ein schönes Glück. 16 Seiten DM. 0,30

**3. „Am Rank“**

Das ergreifende Erlebnis eines Mannes, der, durch die unglückseligen Trinksitten verführt, sein eigenes Kind in Lebensgefahr bringt, dann aber zur inneren Ab- und Umkehr kommt. (Auch verfilmt).

16 Seiten DM. 0,25

**4. „Das Vermächtnis“**

Die entgegengesetzten Lebenswege zweier junger Männer, die sich dann finden und miteinander dem Ewigen zustreben — befreit von den gefährlichen Suchten. (Auch verfilmt). 16 Seiten DM. 0,25

**5. „Für fünf Pfennig Kohlen“**

Lebensgeschichte eines Blaukreuzsekretärs. 20 Seiten DM. 0,40

**6. „Louis Lucien Rochat“**

Lebensbild des Gründers des Schweizerischen Blauen Kreuzes.

144 Seiten DM. 2,20

**7. „Blaukreuz-Buchkalender“**

Enthaltend u. a. mehrere packende Erzählungen aus dem Leben.

96 Seiten. Voraussichtlich ca. DM. 1,25

**8. „Rettung“**

Illustriertes Verteilblatt des Blauen Kreuzes; erscheint zur Zeit noch halbmonatlich zum Preise von

DM. 0,15 für 2 Nummern monatlich

**Deutscher Hauptverein des Blauen Kreuzes e. V.**

Abt. Verlag — Wuppertal-Barmen, Sonntagstraße 37